

Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

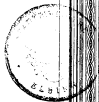
von

Oscar Blumenthal.



Berlin.

Verlag von Georg Stilke.
100, Unter den Linden.



Inhalt.

	Seite
Lieder des Shi-king. Aus dem Chinesischen überseht von Victor von Strauß	253
Die Sphinx. Eine Charakterstudie von Albert Lindner	264
Kaiser Paul. Tragödie von Friedrich Bodenstedt	296
Klänge des Schmerzes. Von Hieronymus Lorm	316
Der neue Name. Von G. Ferdinand Meyer	318
Gedichte. Von W. Jensen	319
Lessing's Nathan der Weise. Von Julius Fürst	320
Kritische Rundblicke	335
Bernhard Auz in seinen Hauptchriften. Von Ferdinand Rümberg. Miscellen.	
Aus unserer Briefmappe	346
Hein's Pension. Von A. Schilde.	
An Adolph Strodtmann. Von Kurt Reaf.	

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats
im Umfang von 5–6 Bogen Text, eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Lieder des Schi-king.

Aus dem Chinesischen überseht von Victor von Strauß.

Vorbemerkung.

Das Schi-king oder kanonische Liederbuch der Chinesen, durch Khäng-fü-tse um 500 v. Chr. zusammengestellt, umfaßt 309 Gedichte sehr mannigfaltigen Inhalts, deren nur wenige älter sind als das zwölfte, keins jünger ist als das siebente Jahrhundert v. Chr. In Versen und Reimen, unter Anlehnung an ihre ursprüngliche Gestalt, sind sie unmittelbar aus dem Chinesischen in eine andre Sprache noch nicht überseht.

Eine genaue Nachbildung ihrer Form ist im Deutschen unmöglich. Die chinesische Sprache besteht bekanntlich aus unveränderlichen, stets einsilbigen Wörtern, deren vier in der Regel einen Vers bilden, und hierin läßt sich unser Sprache jenem Idiom nicht anähnlichen. Dagegen erhält man den Eindruck des Originals am reinsten, wenn jedes chinesische Wort durch einen Versfuß vertreten, hierin streng verfahren, und sowohl die Stellung als die Anzahl der Reime beibehalten wird. Hiernach ist bei den nachfolgenden Liedern verfahren, welche Vers für Vers größtentheils wörtlich, immer aber sinnetreu wiedergeben.

Sind uns nun auch Geschichte, Lebensanschauungen, Sitten und Gebräuche der alten Chinesen, dazu die Natur ihres Landes, so fremd, daß immerhin noch einige Erläuterungen das volle Verständniß vermitteln müssen, so wird doch kein Einsichtiger den dichterischen Werth dieser uralten Zeugnisse einer höchst eigenthümlichen Cultur verkennen.

Trauer über des Gallen Entfernung.

Mein Held, wachst kriegesfester, oh!
Des Landes Ackerbest, oh!
Mein Held, der führt den langen Speer,
Und vor dem König jagt er her.

Seitdem mein Held gen Osten streich,
Mein Haupt dem Wollentraute gleich.
An Salben fehlt es mir ja nicht,
Doch wem zu Liebe schmückt' ich mich?

So regn' es nur! so regn' es nur!
Hell kommt daraus der Sonnenschein.
Nach meinem Helden sehn' ich mich;
Süß ist für's Herz des Hauptes Pein.

Ja, hätt' ich des Vergessens Kraut,
Wol hinterm Hause pflanz' ich's ein;
Doch meines Helden dächt' ich stets,
Wäg' auch mein Herz voll Wehe sein.

Abwesenheit.

An des Ofterthors Gebreite
Blüht der Krapp dem Wall zur Seite,
Ach das Haus, da ist es nah,
Doch sein Herr ist in der Weite.

Bei des Thors Kastanien drauß'
Stehn gereiht Haus an Haus.
Wie gedächt' ich da nicht deiner?
Doch du trittst mir nicht heraus.

Mädchenbitte.

Ich bitte, Tsching-tse, höre mich!
Steig' nicht in unser Dörfchen her,
Zerbrich nicht unsre Weidenpflanzen mehr!
Wie wagt' ich es und liebe dich?
Vor meinen Eltern fürcht' ich mich.
Du, Tsching, kannst mir im Sinne sein,
Doch vor der beiden Eltern Reden
Ruh ich der Furcht wol inne sein.

Ich bitte, Tsching-tse, höre mich!
Steig' über unsern Wall nicht wieder,
Brich nicht die Maulbeerpflanzen nieder!
Wie wagt' ich es und liebe dich?
Ich fürchte meine ältern Brüder.
Du, Tsching, kannst mir im Sinne sein,
Doch vor der ältern Brüder Reden
Ruh ich der Furcht wol inne sein.

Ich bitte, Tsching-tse, höre mich!
Steig' nicht durch unsern Gartenzaun,
Brich nicht die Sandelpflanzen, die wir bau'n!
Wie wagt' ich es und liebe dich?
Der Leute Reden fürcht' ich, die es schau'n.
Du, Tsching, kannst mir im Sinne sein;
Doch vor der Leute vielen Reden
Ruh ich der Furcht wol inne sein.

Berückt, entführt und betrogen.

Ein roher hergelauf'ner Fant,
Der Seid' eintauschte für Gewand,
Kamst du, nicht als der Seid' erkand,
Rein kamst, daß mich dein Antrag band,
Mit über'n Rhi an deiner Hand
Zu gehn bis nach Tün-thiu in's Land.¹⁾
Nicht ich war's, die die Zeit verkant;²⁾
Für dich warb keine, die's verstand.
Ich hat dich, nicht erzüret zu sein,
Und hatt' als Zeit den Herbst erkannt.

Da stieg ich Mauertürmern an,
Um auszublicken nach Frü-tuan.³⁾
Als ich nichts sah von Frü-tuan,
Da brach ein Thänenstrom sich Bahn;
Doch als ich dich sah von Frü-tuan,
Da lacht' ich auf, da hub ich an:
„Dein Zeichen, dein ertragtes Loos, —“
Ihr Ausspruch ist nicht schlimm gethan.
Mit deinem Wagen komm herbei;
Mit meinem Gut kam ich heran.“ —

Oh' sich der Maulbeerbaum entlaubt,
Wie fastig glänzt sein Blätterhaup!
O weh dir, Lockstaube, weh,
Ich von den Beeren nicht, den süßen!⁴⁾
O weh dir jungem Weibe, ach,
Geh' nicht zum Mann, die Lust zu büßen!
Der Mann, der keine Lust gebüßt,
Vermag es wieder gutzumachen:
Das Weib, das keine Lust gebüßt,
Vermag es nimmer gutzumachen.

Wenn sich der Maulbeerbaum entlaubt,
Vergilbt er und entblättert sich,
Von meinem Weggang an mit dir,
Drei Jahre speißt' ich kümmerlich.
Nun mag der Rhi geschwollen sein, —
Die Wagentücher tauch' ich drein.⁵⁾
Das Weib ging keine Wandlung ein:
Der Mann macht' seinem Weg zu zwein;
Der Mann war's, der sein Ziel bejaß,
Und zweifach, dreifach Jugendmah.

Drei Jahre lang war ich dein Weib,
Und nie ward mir das Haus zur Last;
Früh stand ich auf, spät schlief ich ein,
Und hielt am Morgen keine Raft.
Geheimes ward treu erfüllt,
Bis daß du mich mißhandelt hast.
Die Brüder wissen nichts davon,
Verachten mich wol höhlich fast.
Stillschweigend den! ich drüber nach,
Von Mitleid mit mir selbst erfagt.

Ich sollte alter neben dir, —
Nun macht mich alt mein Jammerstand.
Der Shi, er hat doch seinen Strand,
Die Ebne hat doch ihren Rand.
Als ich noch froh mit Locken wand,
Uns Reb' und Lächeln sah verband,
Dein Treugelübb' im Frühroth stand,
Ziel mir nicht ein, daß je sich's wandt',
Daß so sich's wandt', fiel mir nicht ein, —
Und das, ach, muß das Ende sein!

¹⁾ Tün-tün ist der Name einer Landschaft, an deren Grenze der Shi steht. — ²⁾ Sie wollte die Heirat nicht zur heutzumal unpassenden Zeit schließen, was ihm eine ersehnte Freiwerberei vorher gesagt haben würde. — ³⁾ Im Herbst macht sie sich auf den Weg nach Tün-tün, den Wohnort des Mannes. — ⁴⁾ „Freien“, d. h. aus den Sprüngen einer gerösteten Schilbsträußchale; „Voss“, d. h. aus geröstetem Schi-Kraute. — ⁵⁾ Die hier bezeichnete Taube soll mit Begierde Maulbeeren fressen, sich damit aber vergiften. — ⁶⁾ Nach drei Jahren davonzufahren, hält auch das Hochwasser des Shi sie nicht ab, obwohl die Tücher des Frauenmagens haben noch werden.

Wittventrauer und Wittventreue.

Das Ri wächst über'n Strauch herein,
Die Winde schlingt sich fort im Frei'n.¹⁾
Mein Vielgeliebter ist nicht mehr;
Wer ist noch mein?

Ich steh' allein.

Das Ri im Dorn wächst kräftiglich,
Die Winde schlingt um Gräber sich.²⁾
Mein Vielgeliebter ist nicht mehr;
Wer ist noch mein?

Allein steh' ich.

Der Pfahl für's Haupt, so schön und fein!
So reich der Decke Stücker ein!
Mein Vielgeliebter ist nicht mehr;
Wer ist noch mein?

Wir tagt's allein.

Nach manchem Sommertag,
Nach mancher Winternacht,
Wol hundert Jahre hinterdrein,³⁾
Geh' ich, wo Er nun Wohnung macht.⁴⁾

Nach mancher Winternacht,
Nach manchem Sommertag,
Wol hundert Jahre hinterdrein,³⁾
Geh' ich zu Ihm in sein Gemach.⁴⁾

¹⁾ Das schwache rankende Ri gedeiht nur kräftig, wenn es den Strauch, den Dornbusch als Stütze findet; die Winde, im freien Felde ohne Stütze, kriecht am Boden hin, höchstens um Gräber. — ²⁾ So lange dünkt ihr die Zeit bis zur Wiedervereinigung mit dem Geliebten. — ³⁾ In seiner Gruft wird sie wie eine Reubermühle ihre Heimath finden.

Abschiedslied der Auswanderer an ihren Oberbeamten.

Große Maus! große Maus!
Unser Hirten nicht verkschmauf!
Drei Jahr' hielten wir dich aus,
Kümmerten dich keinen Daus;
Wandern nun von dir hinaus,
Freu'n uns jenes schönen Gau's,
Schönen Gau's, schönen Gau's,
Wo wir finden Hof und Haus.

Große Maus! große Maus!
Freiß nicht unsern Weizenstand!
Drei Jahr' hielten wir dich aus,
Wie hast Guts uns zugewandt;
Wandern nun von dir hinaus,
Zieh'n in jenes schöne Land,
Schöne Land, schöne Land,
Wo uns Recht wird zuerkannt.

Große Maus! große Maus!
 Freiß nicht unsern jungen Reiß!
 Drei Jahr' hielten wir dich aus,
 Fragtest nichts nach unserm Schweiß;
 Wandern nun von dir hinaus,
 Zieh in jenen schönen Kreis,
 Schönen Kreis, schönen Kreis.
 Wer ist da voll Klagekrei's?

Schamloses Treiben im Innern des Palastes.

Die Mauer hat Gedörn,
 Das gar nicht wegzuberechnen ist;
 Und in den Kammern treiben sie,
 Was gar nicht auszusprechen ist,
 Weil, was noch auszusprechen ist,
 Nur Rede für den Frechen ist.

Die Mauer hat Gedörn,
 Das gar nicht auszureuten ist;
 Und in den Kammern treiben sie,
 Was gar nicht anzudeuten ist,
 Weil, was noch anzudeuten ist,
 Zu arg schon allen Leuten ist.

Die Mauer hat Gedörn,
 Das gar nicht wegzuschälen ist;
 Und in den Kammern treiben sie,
 Was gar nicht zu erzählen ist,
 Weil, was noch zu erzählen ist,
 Als Rede schon zu schmählen ist.

Weibliche Keppigkeit.

Die bei dem hohen Gatten altert,
 Nur mit sechs Nadeln schmückt ihr Haar,
 Die tritt gar schön und stattlich dar,
 Ist wie der Berg, ist wie der Fluß,
 Ihr Staatsgewand, wie es sein muß.
 Doch die sich nicht weiß zu bekheiden,
 Was sagt man wol von der zum Schluß?

Wie glänzend, oh, wie glänzend, oh,
 Tritt die im Festgewand herein!
 Die schwarzen Haare sind wie Wolken,
 Die Locken unächt obendrein;
 Soll Edelstein die Ohrgehimmel,

Die Rämme nur von Elfenbein;
 Und oh die hohe Stirn, wie weiß und fein!
 Ach ja, sie muß ja völlig gleich dem Himmel,
 Muß völlig gleich dem höchsten Herrn sein.¹⁾

Wie prächtig, oh, wie prächtig, oh,
 Ist die in ihren Hofgewändern!
 Da hüßen Gag' und Flor sie ein,
 Die aufgebunden sind mit Bändern.
 Die Stirn, die Augen strahlen ihr —
 O welche Pracht an ihrer Stirne Rändern!
 So offenbar ist ja ein Weib, wie die,
 Die Allerhöchste²⁾ in allen Ländern.

¹⁾ Ei, laß auch Sching-ti, der höchste Herr, ist die Gottheit; Thian, der Himmel, wird identisch damit gebraucht.

Aufforderung.

O dürres Laub, o dürres Laub,
 Wie du dahinwehst in den Winden!
 O lieber Herr, o lieber Freund,
 Geh zu, du wirst mich willig finden.

O dürres Laub, o dürres Laub,
 Wie dich dahin die Winde wehen?
 O lieber Herr, o lieber Freund,
 Geh zu, so werd' ich mit dir gehen.

Verfehltes Zusammenkommen.

Ein lauberes Mädchen, so schmucl und fein,
Das harret an der Ecke der Mauer wol mein.
Ich liebe sie, aber ich sehe sie nicht;
Ich traue den Kopf, seh' betreten allein.

Das laubere Mädchen, so lieblich im Flor,
Das schenkte mir ein rothglänzendes Rohr.
Doch schimmert das röhliche Rohr auch sehr,
Die Schönheit des Mädchens erfreuet mich mehr.

Sie hatte mir Knospen vom Felde bescheert,
Und traun, die sind schön und bewund'rungswert.
Und doch — ihr selber, ihr seid nicht schön,
Ihr seid's nur, weil euch mit die Schöne verehrt.

Der versprengte Krieger.

Sie schlugen die Trommel und die erklang,
Wir sprangen empor, die Waffen zu fähren;
Man baute das Land, man ummauerte Tsao;¹⁾
Wir mußten allein nach Süden marschiren.

Gefolget sind wir dem Sün Tsö-tshang,²⁾
Bis er Frieden gemacht mit Tsch'hin und Säng;³⁾
Mich hat er nicht wieder zurückgeführt,
Mein traurig Herz ist bekümmert genung.

Da ich rastete, da ich der Ruhe genoh,
Da ist mir abhanden gekommen das Koh;
Ich bin gegangen und hab' es gesucht,
Bis daß mich die Tiefe des Waldes umschloß.

Auf Tod und Leben, getrennt noch so weit,
Hab' ich Ihr mich verbunden mit festem Eid,
Und habe darauf ihre Hand genommen,
Mit ihr zusammen in's Alter zu kommen.

Und ach, so fern in den Weiten, oh,
Soll mir das Leben entgleiten, oh!
Und ach, so getreu ihr eigen, oh,
Nicht kann ich es ihr bezeigen, oh!

¹⁾ Tsao oder Tschao war eine Stadt des Fürstentums Wei. — ²⁾ Tsö-tshang aus dem Stamme Sün war beiseitiger Heerführer. — ³⁾ Der Fürst Tschu-hü von Wei verbandete sich 718 v. Chr. mit Tsch'hin und Säng zu einem Briege gegen Tsch'ing.

Des fernem hohen Kriegshelden wird von seiner Gemahlin gedacht.

Der Kriegswagen leicht und eng,
Am Deichselbaum fünf Schmutzgehäng,
Gleitriemen in dem Brustgehänge,¹⁾
Am Vorbrett goldberingte Stränge,
Das Tigerfell, der Achsen Länge,
Dorn unsrer glatten Weißfuß' Gänge —
Ich denf an meinen hohen Herrn,
Der, freundlich wie ein Edelstein,
Nun hort sein Bretterhaus nimmt ein;²⁾
In's tiefste Herz greift mir's hinein.

Vier Hengste gehn in stolzer Pracht,
Sechs Hügel sind zur Hand gebracht;³⁾
Inmitten sind die glatten Scheden,
Die Apfelshimmel an den Ecken;
Hoch stehn die Drachenschild-Zwillinge,⁴⁾
Vergoldet sind die Schmalenringe —
Ich denf an meinen hohen Herrn,
Wie freundlich er die Stadt durchginge.
Wann kommt die Zeit der Wiederkehr?
O wie gebent' ich kein so sehr!

Die Koh' im Panzer, gleich an Kraft,
Des Dreizackspeers vergold'ter Schaft,
Die bunten Schilder, musterhaft,
Der Bogenstrehn, beschlagen schön,

Taseln zumal zwei Bogen gehn
Mit Bambuszug und Schnur versehen —⁵⁾
Ich den! an meinen hohen Herrn
Beim Aufstehn und beim Schlafengehn.
Der Edel ist so mild und fest;
Sein Augenbruhm wird stets besetzt.

¹⁾ Die vier Pferde waren neben einander gehannt und Giebtrennen für die Zügel der beiden Außenpferde tiefen durch das Brustgeschwänge der Reichspferde. — ²⁾ Nämlich im fernen Westen, wo die Leute in Bretterhäusern wohnen. — ³⁾ D. h. in die Hand des Wagenlenkers. Die Reichspferde hatten vier Zügel, die Außenpferde je nur einen. — ⁴⁾ Zwei ganz gleiche Schilder mit den kaiserlichen Emblemen des Drachens waren aufgeführt an der Vorderseite des Wagens besetzt. — ⁵⁾ Bambuszug, *tschi pi*, ein Instrument zum Anspannen des Bogens.

Heimkehr der Truppen von des Schün-Fürsten Feldzuge gegen die Empörer.¹⁾

Wir zogen nach des Ostens Bergen,
Lang', lange sonder Wiederkehr.
Da wir vom Osten kamen wieder,
Da fiel der Regen strömend nieder. —
Als man im Osten rief zurkehr,
Schmerz! uns das Herz nach Westen sehr.
Wir stellten Rüd' und Kleider her;
Kein Dienst erzwang die Reih'n mehr.
Ein Wimmeln war's, wie Raupen machten,
Wo sich ein Maulbeerfeld erstreckt.
Dann gab's ein still und einsam Nachten,
Nur von den Wagen überdeckt.

Wir zogen nach des Ostens Bergen,
Lang', lange sonder Wiederkehr.
Da wir vom Osten kamen wieder,
Da fiel der Regen strömend nieder. —
„Des wilden Kürbis Früchte klammern
Sich wol an unser Dach empor;
Die Affen sind in unsern Kammern
Und Spinnweben in dem Thor;
Die Hirsche weiden auf den Wiesen
Glühwürmer schimmern über diesen“ —
Wol konnte Furcht uns kränken so,
Es war ja wol zu denken so.

Wir zogen nach des Ostens Bergen,
Lang', lange sonder Wiederkehr.
Da wir vom Osten kamen wieder,
Da fiel der Regen strömend nieder. —
Vom Ameisberg der Kranich schrie;²⁾
Die Frau, im Hauße leuzte sie,
Wusch, segte, stopfte jebe Fuge;
Da kehrten wir von unserm Zuge:
Die Bitterkürbiss' hingen voll,
Die in Kastanienästen waren,
Von unsern Augen nicht erblickt
Bis diesen Tag seit dreien Jahren.

Wir zogen nach des Ostens Bergen,
Lang', lange sonder Wiederkehr.
Da wir vom Osten kamen wieder,
Da fiel der Regen strömend nieder. —
Run fliegt das gelbe Vögelein
Und schimmernd glänzen seine Flügel.
Die Jungfrau zieht zur Hochzeit ein,
Und Fruch' und Schecken lenkt der Zügel.
Die Mutter band die Schärp' ihr an,³⁾
Keun', zehnfach ist ihr Schmuck gelhan.
Das Frische lockt gar lieblich an;⁴⁾
Das Alte — was reicht da hinan?

¹⁾ Als König Wu, Wen's Sohn, nach kurzer aber ruhmvoller Regierung 1114 v. Chr. gestorben und sein Nachfolger Tsching noch minderjährig war, wurde Wu's Bruder, der Tschu-Fürst (Tschu-tsing) genannt, Vormund und Regent. Er machte den siegreichen Zug gegen die Empörer in dem gebirgigen Osten des damaligen Reichs und soll dann selbst bei der Heimkehr dieses Vieh für seine Truppen und im Geiste derselben gebietet haben. — ²⁾ Tschu-tsing sagt: „Woll es regnen, so wissen das die Wühlbewohnenden (Thiere) vorher, drum gehen die Ameisen aus dem Hügel, und der weiße Kranich trägt sie sofort; darnach schreit er auf dem Feld.“ — ³⁾ Ein Brautgürtel, den die Mütter den Töchtern am Hochzeitstage umbinden. — ⁴⁾ „Das Frische“ sind die jungen Bräute heimgeführter Krieger; „das Alte“ ist der bereits gegründete Hausstand mit Weib, Kindern und Eltern.

Gesang der Krieger. Erwiderung auf das vorlesende Lied.

Unsre Hefte sind zerbrochen,
Unsre Beile sind zerseht;
Denn der Tschou-Fürst kriegt' im Osten,
Alles Land ist recht besetzt.
Doch kein Mitleid für uns Leute
Zeigt sich über Allem jetzt.

Unsre Hefte sind zerbrochen,
Unsre Eilen sind zertracht; ¹⁾
Denn der Tschou-Fürst kriegt' im Osten,
Alles Land ist heimgebracht.
Doch kein Mitleid für uns Leute
Zeigt sich jetzt in vollster Pracht.

Unsre Hefte sind zerbrochen,
Unsre Keulen sind zersehlt;
Denn der Tschou-Fürst kriegt' im Osten,
Alles Land ist fest besetzt.
Doch kein Mitleid für uns Leute
Ist das schönste von der Welt.

¹⁾ „Eilen“; 鋸齒狀也 (alt. im Reime. 也) heißt jetzt „Weibel“. Es muß eine alte sehr einfache Waffe gewesen sein.

Trog.

Wißt du in Liebe meiner gedenk,
Will ich mich schürzen, den Tsin zu durchwatzen.¹⁾
Wärest du nicht mehr meiner gedenk,
Braucht' eines Andern ich zu entzathen?
O du thörichtster aller thörichten Burschen, oh!

Wißt du in Liebe meiner gedenk,
Will ich mich schürzen, den Wei zu durchwandern.¹⁾
Wärest du nicht mehr meiner gedenk,
Fänd' ich da nicht bald Einen der Andern?
O du thörichtster aller thörichten Burschen, oh!

¹⁾ Tsin und Wei zwei Flüsse des ehemaligen Fürstenthums Tsching.

Die einfache Einzige.

Ta drauhen vor dem Osthör
Sind Mädchen wie ein Wolfenzug;
Doch ob sie wie ein Wolfenzug,
Mein Sinn nimmt nicht dahin den Flug.
Ein weißes Kleid, ein buntes Tuch,
O sie erfreu'n mich allgenug.

Ta drauhen vor dem Mauerthor
Sind Mädchen wie ein Blumenfior;
Doch ob sie wie ein Blumenfior,
Mein Sinn ist nicht bei ihrem Chor;
Ein weißes Kleid, ein rother Fior,
Sie gehn mit allen Freuden vor.

Jägerkomplimente und Prahlerei.

Wie ist der Herr so vielgewandt!
Im Räggebirg war's, wo ich mich mit ihm
zusammenfand.
Wir beide sind zugleich zwei'n Obem nachgerannt;
Ta hat er sich verneigt und mich geküßt genannt.

Wie ist der Herr stark und geküßt!
Im Räggebirge hab' ich ihn am Weg getroffen
leht.
Wir beide haben dort zwei Stücke Wild geküßt;
Ta hat er sich verneigt und tüchtig mich geküßt.

Wie ist der Herr so unverzagt!
Im Räggebirge traf ich ihn, wo das gen Süden tagt.
Wir beide haben dort zwei'n Wölfen nachgejagt;
Ta hat er sich verneigt und ich sei brav gefagt.

Der schöne Jäger.

Getödtet liegt das Wild im Hain
Und Niedgras überspreizet es.
Jensfreuden sinnt das Mägdelein,
Ein schöner Jüngling weizt es.

Dicht stehn im Wald die Bäumelein,
Getödtet liegt der Hirsch im Hain
Und Niedgras hüllet dicht ihn ein.
Das Mägdelein gleicht dem Edelstein.

„Gelassen nur! und lachte, lachte, oh!
Rein Tuch nicht zu berühren trachte, oh!
Und mache ja nicht, daß mein Hündlein — belte!“

Der Vermählung des Königs Wên.¹⁾

Ein Entenpaar ruft Wechsellaut,²⁾
Am Holm des Stromes hat's gebaut.
Still, züchtig ist die reine Maid,
Des hohen Herrn erles'ne Braut.

Seeerosen schwimmen mannigfalt,
Und links und rechts durchfährt man sie.
Still, züchtig ist die reine Maid;
Wach und im Schlaf begehrt' er sie.
Und fand er nicht, die sein Begehrt,
Wach und im Schlaf gebocht' er der,

Ach wie so sehr, ach wie so sehr!
Und wälg' im Bett sich hin und her.

Seeerosen schwimmen mannigfalt,
Und links und rechts wir kniden sie.
Still, züchtig ist die reine Maid,
Und laut' und hart' erquiden sie.
Seeerosen schwimmen mannigfalt,
Und links und rechts wir pfücken sie.
Still, züchtig ist die reine Maid,
Und bloß und laut' entzücken sie.

¹⁾ König Wên (Wên wâng) war der große Stifter der Tschu-Tsuangie und Kynherr von fünfundbreißig Reichen. Er starb 1135 v. Chr. ohne selbst Kaiser geworden zu sein, was erst sein Sohn Wu wurde. — ²⁾ „Entenpaar“ = tsün tsün, sind nach Tschü-tsi entenartige Wasservögel, die sich paarweise ungetrennt halten.

Bildlich ausgedrückter Glückwunsch zu großer Nachkommenschaft.¹⁾

Zartbeschwingte Grillen,²⁾
Dicht Gedränge, oh;
Euch gehören Kinder, Enkel,
Welche Menge, oh!

Zartbeschwingte Grillen,
Flügeltauend, oh;
Euch gehören Kinder, Enkel,
Wie viel Tauend, oh!

Zartbeschwingte Grillen,
Dicht Getümmel, oh;
Euch gehören Kinder, Enkel,
Welch Getümmel, oh!

¹⁾ Die Ausleger beziehen auch dieses Lied auf König Wên's Gemahlin Tschü-tse. — ²⁾ Diefes Wort Grillen (Tsching-ff) soll 99 Junge auf einmal hervorbringen.

Abschied der verwittweten Fürstin Tschuang-kiang von der geliebten Nebenfrau Tsai-kwei.¹⁾

Schwalb' an Schwalbe fliegen aus,
Ungleich in den Flügel schlägen.
Die Geliebte zog nach Haus,
Weit mit ging ich auf den Wegen;
Schau' mich um, seh' sie nicht mehr,
Meine Thränen gleich dem Regen.

Schwalb' an Schwalbe fliegen aus,
Aufwärts, abwärts in die Weite.
Die Geliebte zog nach Haus,
Weit hin schritt ich ihr zur Seite;
Schau' mich um, seh' sie nicht mehr,
Stehe lang' und weine sehr.

Schwalb' an Schwalbe fliegen aus,
Zwitschern droben und daneben.
Die Geliebte zog nach Haus,
Weithin ging ich mit gen Süden;
Schau' mich um, seh' sie nicht mehr,
Fühle Gram im Herzen siedend.

O die edle Tschang war reidlich,¹⁾
Und ihr Herz war tief und treu.
Immer war sie sanft und freundlich,
Lauter und voll edler Sitten.
Des verstorbenen Herrn Gedächtniß
Rief sie stets mir Armen neu.

¹⁾ Tsch'hi sagt: „Tschang-tiang hatte keinen Sohn, da nahm sie Quän, den Sohn der Tai-fu! auf Tsch'hi, als ihren Sohn an. Als der Fürst Tschang starb, folgte ihm Quän in der Würde. Tsch'hi-hü, der Sohn einer niedrigeren Haboritin, tödtete ihn, darum kehrte Tai-fu! nach Tsch'hi zurück und Tschang-tiang gab ihr des Weibes. So machte sie dieses Kind.“ — ²⁾ Tschang heißt eigentlich „die zweite Schwester“. Es war unterschiedener Beinamen der Tai-fu! geworden.

Leidenschaftliche Verführung der Vermählung gehindert.¹⁾

Der Kürbis hat Blätter voll Bitterkeiten,
Die Furch hat Tiefen für's Durchschreiten.
Ist sie tief, so entblüht man sich weit;
Ist sie leicht, so küßt man das Kleid.

Da ist nun die Furch voll Wassererschwall,
Und es ruft der Fasanin lockender Schall.
Die Fülle der Furch pulst nicht bloß Achsen an,
Und der Ruf der Fasanin sucht ihren Fasan.

Die wilden Gänse, sie schreien im Chor,
Die Sonne geht auf, bringt den Morgen hervor;
Und wenn ein Jüngling ein Weib will frei'n,
So wartet er nicht bis das Eis sich verlor.

Nach vielem Winken der Fährmann rief:
„Ein Anderer setze über, nicht ich!
Ein Anderer setze über, nicht ich!
Denn meinen Freund erwartete ich.“

¹⁾ Gleichzeitigkeit vor der bestimmten Zeit geht für unstatthaft.

Unverdiente Burcksichtigung und Kränkung.

Da schwimmt der Cyppressenfahn,
Und schwimmt seine Fluthenbahn.
So treibt mich's ohne Rast und Schlaf,
Wie wen da nagt des Schmerzes Zahn.
Nicht weil mir Wein wär' abgethan,
Wandl' ich und schweif' ich auf dem Plan.

Kein höher Spiegel ist mein Herz,
Nicht kann es Eingang nur verleih'n.
Und hab' ich wol der Brüder auch,
Sie können mir nicht Stütze sein.
Komm' ich und klage meine Pein,
So fährt ihr Joern auf mich herein.

Mein Herz ist nicht ein Stein der Flur,
Den hin und her man trocken kann;
Mein Herz ist keine Matte nur,
Die auf und ab man rollen kann,
Stets übt' ich Ehrbarkeit und Zucht,
Nichts, dem man Tadel zollen kann.

Nur Grams ist sich mein Herz bewußt,
Mich haßt die Schar voll niedrer Lust;
Daß ich schon viel der Kränkung seh'n,
Der Schmach nicht wenig tragen muß'.
Stillschweigend sinn' ich drüber nach,
Wach' auf — und schlag' an meine Brust.

O Sonne du, und du o Mond,
Habt ihr gewechselt eu'r Entschweben?
Ach meines Herzens Herzgeleid
Ist ungewaschenen Kleidern eben.
Stillschweigend sinn' ich drüber nach,
Und — Flügel kann ich nicht erheben.

Der Tänzer, der zu Besserem tauglich wäre.

Leicht und gewandt, leicht und gewandt
 Tritt er zu jeglichem Tanze heran.
 Stehet die Sonn' in der Mitte des Tags,
 Zeigt er sich auf dem erhöhten Plan.

Groß ist der Mann und von hoher Gestalt,
 Tauendfach tanzt er im Fürstenaal bald.
 Kräfte besitzt er von Tigergewalt,
 Führet den Baum, als ob Jüden er halt'.

Hält mit der Linken die schallende Flöte,
 Weiß mit der Rechten die Federn zu schwingen;
 Strahlet er aber von Schweiß und von Röthe,
 Heißet der Fürst, daß man Becher ihm löte, —

Auf Bergen wachsen die Haseln,
 Das Süßholz wächst in dem Thal.
 Bessern ich aber im Herzen gedente?
 Herrlicher Männer im westlichen Land.
 O welch herrliche Männer das sind!
 O die Männer im westlichen Land!¹⁾

¹⁾ Im Westen lag Ichiu. Er gedankt in diesen reinlosen Schlußworten der Könige von Ichiu, die ihn besser würden zu brauchen wissen, als nur zum Tänzer.

Der überbürdete und dabei Noth leidende Staatsbeamte.

Durch's Nordthor bin ich fort gerannt
 Von Gram im Herzen übermamt;
 In Noth und Elend stets gebannt,
 Und Keinem ist mein Leid bekannt.
 Genug davon! denn oh,
 Des Himmels Fügung macht' es so;
 Was ist davon zu sagen, oh?

Des Königs Dienste schicken mich,
 Die Staatsdienst' all' auf mich gehäuft ersticken mich;
 Und lehr' ich dann von Außen heim,
 Stehn meine Hausgenossen rings und zwicken mich.
 Genug davon! denn oh,
 Des Himmels Fügung macht' es so;
 Was ist davon zu sagen, oh?

Des Königs Dienste jagen mich,
 Die Staatsdienst' all' auf mich gehäuft zerbrechen mich;
 Und lehr' ich dann von Außen heim,
 Stehn meine Hausgenossen rings und plagen mich.
 Genug davon! denn oh,
 Des Himmels Fügung macht' es so;
 Was ist davon zu sagen, oh?

Der schwelgerische und habüchliche Müßiggänger im hohen Amte.

Wer unter Stäbchen Sandelholz gefällt
 Und an dem Uferand des Flusses aufgestellt,
 Dem strömt das Flußgewässer klar und sanft-
 gewellt.
 Du säest nicht, du erntest nicht;
 Wie kriegst du denn die Früchte von dreihundert
 Hufen Feld?
 Du jagest nicht, du pirschest nicht;
 Wie sehn wir denn die Dachs da gehängt an
 deines Saals Gezelt? —
 O was ist der ein weiser Mann,
 Der nicht in Trägheit Mahle hält!

Wer unter Stäbchen Speichenholz gemacht
 Und an dem Uferaum des Flusses aufgeschacht,
 Dem strömt das Flußgewässer klar und blinket
 lacht.
 Du säest nicht, du erntest nicht;
 Was hat dir denn die drei Millionen Büschel
 Frucht gebracht?
 Du jagest nicht, du pirschest nicht;
 Was sehn wir denn in deinem Saal da hängen
 von der Eberjagd? —
 O was ist der ein weiser Mann,
 Der nicht in Trägheit Mittag macht!

Wer unter Stämmen Felsenholz gespleißt
 Und aufgebaut am Strand, wo sich der Fluß ergeußt,
 Dem strömt das Flußgewässer klar und leichtgeträuft.
 Du säest nicht, du erntest nicht;
 Wie kriegst du denn die Frucht, die du dreihundert Speichern leihst?
 Du jagst nicht, du pirkstest nicht;
 Wie sehen wir die Wachteln denn, die aufgehängt dein Saal um weist? —
 O was ist der ein weiser Mann,
 Der nicht in Wässrigange speist!

Lied der Gäste beim reichlichen Mahle.

Fische gehn in Neuzen ein,
 Salm und Schlei.
 Unser hoher Herr hat Wein,
 Gut und überlei.

Fische gehn in Neuzen ein,
 Barsch und Butt.
 Unser hoher Herr hat Wein,
 Heberlei und gut.

Fische gehn in Neuzen ein,
 Karpf und Brasse.
 Unser hoher Herr hat Wein,
 Guten und in Masse.

Wie die Dinge reichlich sind!¹⁾
 Wie sie unergleichlich sind!

Wie die Ding' erquicklich sind!
 Zu einander schicklich sind!

Wie die Ding' in Masse sind,
 Ganz der Zeit zu passe sind!

¹⁾ „Die Dinge“ sind die, welche die Gäste vor sich haben, also die verschiedenen Speisen.

Festlied zur Bewirthung von Befreundeten.

Man fällt Holz mit lautem Klang;
 Das Vöglein singt gar süßen Sang;
 Es steigt aus tiefen Thales Raum
 Und schwingt sich auf den höchsten Baum,
 Und seiner Stimme süßer Sang
 Lockt die Genossen mit dem Klang.
 O sehen wir das Vöglein
 Genossen locken mit dem Klang,
 Um wieviel mehr denn lockt der Mensch
 Nicht Freunde her mit sanftem Zwang!
 Wie das zum Ohr der Geister drang,
 Siehn Einigkeit und Fried' entfang.

Man fällt Holz und höhnet drein.
 Hell ist mein abgeklärter Wein,
 Bereit ein fettes Lämmlein,
 Drauf lud ich all' die Öhne ein.
 Und kämen sie auch etwa nicht,
 Nicht ich darf unbereitet sein.
 Frisch ist geschewert und gefegt,
 Acht Schüsseln voll sind vorgelegt,
 Bereit ein Widder, wolgepflegt;
 Ich lud, was Schwäher's Namen trägt,
 Und kämen sie auch etwa nicht,
 Nicht ich darf's sein, den Tadel schlägt.

Man fällt Holz am Bergesfuß.
 An klarem Wein ist Ueberfluß,
 Die Schüsseln sehn, wo jede muß,
 Kein Bruder fehlet beim Genuß.
 Nur Volk, das nichts von Güte weiß,
 Erregt bei trockenem Mahl Verdruß.
 Ich habe Wein, den kläret' ich,
 Gefausten sonst beschweret' ich;
 Den Schall der Pauken nähret' ich,
 Den Schritt zum Tanze kehret' ich.
 Und da uns nun gewöhret ist,
 So trinket, was gekläret ist.

Die Sphinx.

Eine Charakterstudie von Albert Lindner.

1. In der Mooshütte.

Wie eine Perle in der Muschel, so liegt das Städtchen Kobach in einem vollständigen Thalkessel, den dichtbewaldete Berge, alle von ziemlich gleicher Höhe, bilden. Dieser Kessel hat nur zwei Oeffnungen für den menschlichen Verkehr: da, wo die Chaussée auf einer Seite hineintritt, und wo sie auf der andern zwischen Felsensäulen wieder in's Freie bricht. Der landschaftliche Reiz des Ortes ist aber auch der einzige Grund, weshalb er von den Sommertouristen aller Länder aufgesucht wird. Zwar giebt's auch Kaltwasser- und Fichtennadelbäder, aber wohl nur deshalb, damit das Kind einen Namen habe, denn von den Reisenden lassen sich wenige um der Bäder willen auf Wochen fesseln.

Den Ueberblick über das Thal zu erleichtern, hat man an einer Stelle des Kesselfandes den Wald durchbrochen und eine Mooshütte zum Auslug hingeseht. Steht man im Eingang derselben, so erscheint das Städtchen wie ein bezauberndes Oelgemälde, dessen Rahmen die Balken der Mooshütte bilden. Die Schönheiten machen fast den Eindruck des Raffinirten. Denn auf einem kleinen Hügelkettel, der bis in die Mitte des Ortes hineinreicht, liegt das fürstliche Jagdschloßchen; die Häuser schmiegen sich rund um den Hügel her wie das Hofgesind um die Herrin. Und nicht genug dieser scheinbar beabsichtigten Anordnung der Natur, windet sich um diesen Hügel, der wie ein Schildbuckel im Centrum des Thales ragt, der tosende Bergbach in weitem Bogen, gerade da aus- und eintretend, wo auch die Chaussée ihre Oeffnungen gefunden.

Es ist im Jahr 1870.

Am rohen Tische der Mooshütte sitzt ein junger Mann, der scheinbar von Naturgenüssen schon genug hat, denn er hat seine Brieftasche vor sich und schreibt. Wenn er nur wenigstens seiner Begeisterung über die Schönheiten Kobachs einen schriftlichen Ausdruck gäbe! Ist er ein Schriftsteller, der mit Artikel über ein nie erlebtes Abenteuer oder die kleinstaatlichen Thorheiten des fürstlichen Ländchens für 2 Tage die Reisekosten herauszuschlagen will? Gott sei Dank, nein! „Anapa — Kuban — Eskeressen — der Elbrus“ — macht er ein Gedicht oder ein Reisetagebuch? Jedenfalls ist er ein unabhängiger Autor, dessen Mittel ihm große Reisen erlauben. Er hat Kleinasien besucht, ist auf der Pyramide des Cheops gestanden, in den Ruinen

der Alhambra herumgestiegen, er kennt den Troldhättafall und den Keinafkrater, von Paris und London gar nicht zu reden. Max von K. ist ein gewandter Plauderer in den Feuilletons der allerersten Zeitungen; ein hochgeschätzter Referent in Kriegszeiten, wo er einem Generalstabe sich anschließt, und Verfasser einiger Romane, in denen er gern problematische Frauencharaktere behandelt.

In diesem Augenblicke föhrt ihn das sich nähernde Geklapper eines beladenen Präsentirtisches. In der Nähe der Mooshütte liegt nämlich das Försterhaus, wo die Touristen zu jeder Tageszeit eine Erfrischung finden. Das Frühstück hatte sich Max nach der Hütte bestellt, weil die sonnige Frische des Julimorgens dort behaglicher that als die um die neunte Stunde noch feuchte Düsterteit des Platzes am Försterhaus.

„Stellen Sie das Frühstück nur her, Fräulein, ich habe erst noch etwas zu schreiben,“ sagte Max, ohne aufzusehen.

„Nur nicht zu lange, mein Herr,“ ließ sich das Mädchen vernehmen. „Sie dürfen die Forelle nicht kalt werden lassen. Es ist eine schwarze Steinforelle, die ich ohne Wissen meines Vaters für Sie abgefotten. Die müssen Sie warm essen.“ —

Max warf einen Blick auf den köstlichen Fisch, der nur an den brausendsten Stellen des Waldbachs und nur an solchen, die in ewigem Schatten liegen, um so schwerer gefangen wird, weil er an den Steinblock, dessen Farbe der seinen gleicht, wie festgeschmiedet im Strudel liegt, solange er nach Nahrung jagt. Sein Fleisch ist zarter und weißer als das der gewöhnlichen rothpunktirten Forelle, welches abgekocht in die röthliche Farbe des Lachses schimmert. Touristen bekommen diese Steinforelle fast nie zu sehen. — Daneben stand ein Weck frischer fast goldgelber Butter, und ein Seidel Bier.

„Ich danke Ihnen, mein Kind,“ sagte Max. „Wie kommt es, daß ich zu diesem seltenen Genuße einer Steinforelle in diesem Gebirg' gelange?“ —

„Der Fürst fährt in einer Stunde hier vorüber auf die Saujagd und hat sich Frühstück bestellt,“ antwortete ihm das Mädchen.

Max blickte auf und die Sprecherin zum ersten Male an. Er hatte von gewissen kleinen Liebhabereien dieses Fürsten bereits gehört. Man hatte ihm schon unten in Kobach erzählt, daß die fürstlichen Geliebten im ganzen Ländchen zerstreut seien, mochten es die Töchter seiner Förster oder die Frauen seiner Schloßkastellane sein. Er brauchte seinen Harem nicht mitzunehmen, er fand seinen Bedarf überall, wo er hinkam. Den hieberten Untertanen kam das auch weiter nicht spanisch vor; sie wußten es seit Urväterzeiten nicht anders. Dafür war er der — Landesvater. Und wenn die betreffenden Väter oder Gatten brav avancirten, so war ja Alles in schönster Ordnung. Solche ausgebiente Freundinnen galten für die besten Partien.

Die wunderhübsche Försterstochter hielt Maxens prüfenden Blick ruhig aus, als er weiter frag: „So läßt er sich auch wohl keine andere Bedienung als die Ihrige gefallen?“ —

„Gewiß — war die Antwort — er ist das so gewöhnt. Und damit ich sicher zu Hause bin, läßt er sich den Tag vorher durch einen reitenden Diener melden.“ —

„Nicht übel!“ brummte Max lächelnd vor sich hin, und begann die Forelle zu zerlegen. — „Wo ist dieses Bier gebraut?“ —

„Es ist Kobacher, mein Herr.“ —

Er hob das Glas gegen die Sonne. Es funkelte wie geschmolzenes Gold. Der milchige Schaum stand stät auf der Oberfläche, obgleich es schon seit 5 Minuten eingegossen war. Das Mädchen war wieder in's Haus gegangen. Max wischte sich die Milch von seinem Schnurbarte und sann einen Augenblick lächelnd vor sich hin.

Er erinnerte sich, wie oft er unter der Dorflinde, wohin die Einwohner des Abends zum Bier gingen, nun schon die wichtige Frage, ob das Rodacher oder das Neundorfer den Vorzug verdiene, hatte erörtern hören. Die Bierfrage stand im Kreise dieser abgeschlossenen Menschen obenan, und fast wirkungslos brausten die Gerüchte weltbewegender Thaten und Kämpfe über diese Philistertöpfe dahin. Der Antisckreiber, der Postsecretär, der Bürgermeister waren weit und breit die angesehensten Cerevisiologen, und alle Tische wurden still, wenn Einer von ihnen sein Votum über ein angestrecktes Fäßchen abgab.

Max biß so eben in das Mittelstück seiner Steinsofelle, als sich seine Tafel beschattete. Er sah empor und eine weibliche Figur im Ausguckrahmen der Mooskütte das Thal betrachten.

Es war offenbar eine Fremde. Nach Allem, was ihre Haltung und Toilette verrieth, gehörte sie der aristokratischen Jugend an. Das Auffallendste an ihr waren die mächtigen schwarzen Locken, die wie ein Bündel Rattern über den Nacken fielen, denn sie trug den Sommerhut in der linken, ein feines Battistafaschentuch, womit sie sich eben über das Gesicht gefahren war, in der rechten Hand. Die Dame mußte, ohne sich weiter an seine Anwesenheit zu kehren, mit der Ungenirtheit einer Engländerin hinten am seinen Stuhl herum gegangen sein. Dem jungen Manne blieb über diese Dreistigkeit der Bissen im Munde stecken. Jetzt wandte sie sich um. Zwei kohlschwarze Augen hefteten sich auf Max, der, von dem Schlangenzauber dieses eifigen Feuers wie elektrisirt, aufstand und mit einer Bewegung unwillkürlich den Stuhl zurückschob.

Die Dame stand vor ihm und ihr Auge ließ ihn nicht los. Die überirdische Schönheit des Gesichts erhielt etwas Unheimliches durch eine marmorartige Blässe, wie man sich die Vampyre denkt.

Max stand wie gelähmt, gleich dem Vogel, den die Boa in's Auge faßt und regungslos auf den Zweig bannt, bis sie mit dem Rachen hinzufährt.

Da tropfte es von ihren Lippen, klingend wie Metall, kalt wie der Mauer-schweiß, der in der Höhle zu Boden fällt, um die Kröte zu tränken. Nur 6 Worte! „Beliebt es, mir Raum zu geben?“

Max machte Platz, sie schritt hinaus und verlor sich zwischen den Stämmen des Lannenwaldes.

Er rieb sich die Stirn, ob er vielleicht eine Vision gehabt habe, und starrte mit den Augen in's Leere, als säh' er zwei funkelnde Punkte, die in jedem Augenblick vor dem gereizten Schwebel ihr farbiges Prisma wechseln.

Auf dem Fenster Sims sah er ein Battistafaschentuch liegen. Die Dame hatte es offenbar vergessen. Max untersuchte es hastig und fand in einer Ecke die gestickten Buchstaben L. v. W.

„Damit weiß ich auch noch nichts,“ murmelte er. „Aber sie wird in Rodach sich als Sommergast aufhalten, sonst hätte sie größere Eile gehabt und vor Allem

nicht eine so ausdrückliche Morgentoilette. Wir wollen das einstweilen doch an uns nehmen." —

Die Försterstochter, die er bei Berichtigung seiner Rechnung fragte, konnte ihm keine Auskunft über die Dame geben.

Als er, den Berg hinabsteigend, noch immer über die Erscheinung nachsann, sagte er sich: Sie gleicht einem geladenen Conductor, den man nicht mit dem Finger berühren darf; einem Berge, der mit Pulver gefüllt ist und jede Annäherung eines Lichtes von selbst verbietet.

2. Die Sphinx.

Als Max den Rathskeller betrat, kam ihm der Wirth entgegen. Er war ein verpuschter Candidat der Theologie, der im Winter, wenn's nichts zu thun gab, gern den Pegasus ritt und auch einmal eine Tragödie „Ritter Udo von Gulenest" gefrevelt hatte. Sein wohlgepflegtes, kaltenloses Gesicht nahm den Ausdruck eines humoristischen Theaterpathos an, indem er, das Sammtkappchen lüftend, eine Correspondenzkarte mit den Worten überreichte:

„Spät kommt er, doch er kommt.“

Dieser Wirth sprach nämlich nur in Citaten.

„Wer?" fragte Max.

„Der Herr Graf von Burgdorf. Lesen Sie nur!" —

Max las, daß einer seiner Universitätsfreunde ihn vor acht Tagen in Berlin aufgesucht hatte, daß der dortige Hauswirth gesagt, Max von R. sei nach Kobach gegangen, und daß der Graf am folgenden Tage ebendasselbst eintreffen werde. Er habe, schrieb er, seine Gemahlin bereits vor drei Wochen dahin in den Sommeraufenthalt geschickt, und wolle den sonderbaren Zufall, der auch Maxen dahingeführt, zur Erneuerung ihrer alten Freundschaft an diesem Orte benutzen.

Max war in eigenthümlicher Stimmung. Roderich von Burgdorf war in Bonn und Heidelberg neben allen übrigen Corpsfreundschaften doch der einzige gewesen, dem er den Freundestitel gegönnt hatte.

Man sagt, in der Liebe ziehen die Gegensätze, in der Freundschaft die gleichartigen Naturen einander an. Wenn das wahr ist, so fand hier eine Ausnahme statt. Max v. R. war lebenslustig, nach außen gewendet, Roderich eine brüllende, verschlossene Natur, viel über Büchern liegend, in allerlei Wissenschaften herumfahrend, aber ohne Methode. Er suchte die Wahrheit des Lebens auf hundert Wegen und erfuhr daher eine hundertfache Verwirrung. Die Freuden der Jugend, denen sich Maxens offene Natur hingab, waren für ihn nicht da. Ob er Brunnenwasser oder Rudesheimer Cabinet schlürfte, schien ihm gleichgiltig zu sein, und Max war bereits als der vollendetste Don Juan bekannt, ehe Roderich zum ersten Male sich um ein Weib gekümmert hatte. Man sagte seinem Geschlechte nach, daß seit Jahrhunderten der Wahnsinn, freilich in sehr zahmer Gestalt, in der Form fixer Ideen, in seinem Geblüt grassire. Man hatte diese Krankheit am Urgroßvater, dann an der Urgroßmutter, weiter am Großvater und endlich an der Mutter Roderichs beobachtet. Der pathologische Irrenarzt, der dieses Kreuzungsgefeß anerkennt, findet also auch nichts Auffallendes darin, wenn jener Erbschuch den Sohn getroffen.

Die letzte Nachricht, die Max von seinem Freunde gehört hatte, lautete dahin, daß er sich in die Phantastereien des Spiritismus vertiefe, mit geistesverwandten Engländern darüber correspondire, und einer besonderen Liebhaberei darin nachgehe, sich in seinem Schlosse ein Museum von allerhand Raritäten zu gründen, die er mit schwerem Gelde aus allen Welttheilen sich beschaffe.

Es war ein Gemisch von Mitleid und Neugier, die Maxen der Ankunft des Freundes entgegen harrten ließ.

Der Tag lag mit drückender Schwüle über dem Thal und wehrte jeden Versuch, in den Bergen umherzukletteren. Max schlief heute nach Tisch eine Stunde und wachte soeben auf, als die Abendsonne in die seinem Fenster gegenüberliegenden Tannenzwipfel des Forstes versank. Ein kühleres Lüftchen sprang auf und lockte ihn an das offene Fenster.

Es ist gesagt worden, daß die Häuser von Rodach meistens an dem Hügel, den das fürstliche Schloßchen krönte, wie angelebt hingen. Der Rathskeller war eines der höher gelegenen Gebäude, so daß Max vom Fenster aus in eine Menge von Höfen und Gärten hinabsah. Es war das erste Mal, daß er so dem Städtchen in die verborgenen Theile seiner Toilette spähte, denn er hatte bisher diese Aussicht noch nicht benützt.

Dicht unter ihm lag der Garten eines der reicheren Einwohner von Rodach. Auf der obersten Terrasse desselben, die an dem Mauerfuß des Rathskellergebäudes hinlief, zog die eintönige Stimme einer Vorleserin sein überraschtes Auge auf die Gestalt der Dame von der Moosbütte. Herrin und Jose saßen einander gegenüber, so daß Max, von oben blickend, Beider Profile im Auge hatte.

Während die Jose vorlas, saß die Dame müßig zurückgelehnt, mit einem kleinen Toilettenmesserchen spielend, und die Augen halbgeschlossen. Max dachte unwillkürlich an eine behaglich schnurrende Tigerin.

Ein kleiner Knabe, der das Söhnchen des Hausbesizers zu sein schien, stieg so eben herauf, lief auf die Dame zu und bot ihr mit blödem Kindesgesicht einige Blumen an.

Die schwarzen Augen thaten sich langsam auf, mit langsamer Bewegung nahm die kleine Hand ihm die Blumen ab, dann griff sie zum Taschentuch und machte damit eine Bewegung gegen das Kind, als wollte sie sagen: „Die Blumen hab' ich, nun geh' auch wieder!“

„Sie liebt keine Kinder!“ dachte Max.

Die Jose fuhr fort, vorzulesen.

„Der junge Mann — so las sie — führte Victorinen hinaus in den Mondschein, der über dem Garten lag. Ihr Arm zitterte merklich in dem seinen —“

„Es ist gut, Marie,“ so unterbrach die Dame ihre Jose. „Schlag diese Seite um und lies drüben weiter!“ —

„Aber gnädigste Gräfin,“ wandt Marie ein, „jezt muß doch die Liebeserklärung kommen. •Warum soll ich denn immer das Interessanteste übersehen?“ —

Die Gräfin nahm ihr das Buch aus der Hand, sah selbst nach und deutete auf die Stelle, wo sie fortfahren sollte.

„Du kannst es für Dich allein lesen,“ war die Antwort der Gräfin. „Ich

möchte die philosophische Betrachtung über die Berechtigung der gesellschaftlichen Stände hören.“ —

„Ach die alte Philosophie!“ sagte Marie mit aller Dreistigkeit: ein Zeichen, daß sie sich was heraus nehmen durfte.

Mit schmolgender Miene las sie weiter.

„Sie scheint von Liebescenen nicht viel zu halten!“ dachte Max.

Und wieder nahm sie jene Stellung der schnurrenden Tigerin ein und spielte mit dem Messerchen, dessen Spitze sie in raschem Tempo wie in tänzelnder Selbstquälerei auf dem Sammet ihres Händchens tanzen ließ.

Plötzlich regten sich die Augenlider, der frei gewordene Blick belebte sich und bohrte sich in die Luft. Aber soviel sein Auge auch suchen mochte, Max sah nichts als einen Schmetterling, der sich, angelockt von dem auf den Tische liegenden Blumen, näher und näher schaukelte.

Die Dame hörte auf mit dem Messer zu spielen, ihre rechte Hand legte sich fester um dessen Griff. Ihr Oberleib richtete sich langsam auf, und der Arm schlich über die Tischkante den Blumen zu. So eben ließ sich der Falter nieder. Blizschnell fuhr die funkelnde Stahlspitze zu, und der Schmetterling saß angespießt an dem Messer.

Die lesende Jose hatte von alledem nichts bemerkt.

„Ruht an der Grausamkeit!“ dachte Max, und schloß, von einem unerklärlichen Schauer erfüllt, das Fenster.

3. Sonata appassionata.

Das weibliche Räthsel sollte ihn heute noch nicht in Ruhe lassen und zum dritten Male kreuzen.

Als Max, zum Abendspaziergang gerüstet, die Treppe hinabstieg, trat der Wirth joeben aus dem Speisesaal und warnte in seinem komischen Dilettantenpathos: „D bleibe bei mir, geh' nicht von mir, Max! Es ist ein Gewitter im Anzuge, Sie werden naß werden.“ —

„Gott steh' mir bei, wo soll ich dann in Rodach diesen Abend todt schlagen!“ rief er in halber Verzweiflung.

„„Unter Larven die einzige fühlende Brust!““ —

„Die zweite, Herr Gastwirth. Sie werden sich doch hoffentlich auch selbst als eine Ausnahme unter diesen Bierphilistern betrachten wollen?“ —

„„Ich kenne meine Pappenheimer! Weij nur hinein in's volle Menschenleben.““ —

„Wie weit ist die Rodachiade gebiechen?“ —

Der Wirth sah schwärmerisch an die Decke.

„„Nur still, allmählig reißt das Köstliche! Wollen Sie nicht in den Salon treten, Herr v. R.? Die neuesten Berliner Zeitungen sind angekommen.““ —

„Gut, sagte Max, bringen Sie mir eine Halbe von Ihrem Medoc.“

An den Speisesaal, in welchem ein recht gutes Pianino aufgestellt war, stieß eine Art von Veranda, ein befandeter, von einer riesigen Marquise überdachter Platz,

der hart am Rande des Schloßhügels lag und den Fremden einen bequemen Ausblick in's Thal gewährte.

Noch war die Luft still und schwül. Nur aus weiter Ferne zuckte von Zeit zu Zeit ein Leuchten im Süden über die Berge.

Endlich fielen die ersten großen Tropfen klatschend auf die Steinfließe draußen, und der letzte Kärzbürger von Kobach trieb seine beiden schwerwandelnden Kühe immer eifriger die Straße hinab und dem Stalle zu.

Max öffnete das Pianino und untersuchte die darin liegenden Notenhefte, bis er bei einem stehen blieb und es auflegte.

Der Himmel war zerrissen und der Regen prasselte nieder.

„Man lösche die Feuer auf dem Herde! Man schließe die Fenster!“ commandirte der Gastwirth im Hausflur, aus dem er sodann in den Salon trat.

„Sie wollen spielen, Herr v. R.? Hören Sie denn das Gewitter nicht?“

„Run, und was dann?“ fragte Max.

„Der Mensch versuche die Götter nicht! Es steht dem Menschen Furcht und Zittern an, wenn die gewalt'gen Götter solche Boten furchtbarer Warnung uns zu schrecken, senden.“

„Dann antwort' ich Ihnen mit einem andern Wort aus derselben Tragödie: Was kann vermieden werden, das sich zum Ziel die ew'gen Götter setzen? Denn diese Zeichen, so gut wie Cäsars, gelten sie der Welt!“ —

„Gut gekräftigt, Löwe!“ grinste des Wirthes feistes Gesicht und trat näher. „Meinetwegen treiben Sie was Sie wollen, aber übernehmen Sie auch das Strafgericht der Kobacher, wenn diese Klavier spielen hören. In ihren Schädeln sitzt der Aberglaube noch saustief und — gegen die Dummheit — Sie wissen ja, Herr v. R.“ —

„Ich werde die Kobacher herausfordern!“ sagte Max lächelnd und setzte sich.

Der Wirth schlüpfte davon, um jede Verantwortung zu vermeiden.

Und während das Gewitter draußen sich im Thale versing und wie ein eingefangenes Raubthier an seinen Wänden auf- und nieder rannte, begann Max, ein ausgezeichnete Spieler, den zweiten Satz der Appassionata Beethoven's. Daß er mit dem weihvollen Andante begann, war vielleicht subjectives Bedürfnis.

Aus dem schauerlichen Abgrund, in welchem der erste Satz bis zur völligen Erschöpfung unterging, erhebt sich eine tröstende Stimme, die zu sagen scheint: „Was ängstest du dich, arme Seele? Et heic dii sunt!“ Aber nicht bloß in der Tiefe, denn auch die lichteren Höhen nehmen den Gesang auf, bis er auf allen Stufen der Schöpfung klingt. „Suche mich in dem Himmel, so bin ich da, führest du in die Tiefe, so bin ich auch da, und so du auch nicht wolltest, so verlasse ich dich doch nicht in deinem Elend.“ —

Aber das Menschenherz ist hier zu kleinmüthig, es glaubt an keinen Trost und keine lichtere Stunde mehr. Denn wie im Krampfe seines Schmerzes wendet sich's ächzend und ganz plötzlich aus den süßen Desdur-Tönen leise in die verminderte Septime hinüber, und noch einmal, aber fortissimo, geht der wahnsinnige Angststuf dieses Accords in die Nacht hinaus, und der Sturm ist da, und mit allen Schrecken der Hölle tobt im Finale die Gewitternacht los, jene Nacht, in der Beethoven diese

Musik concipirte, als er von Döbling kommend, seine Stier wie König Lear den Elementen entgegentrotzte.

Während des Spiels hatten sich Koch und Kellner, Magd und Hausknecht mit entsehten Gesichtern an der Thür zusammengebrängt und starrten voll Grausen auf den ruchlosen Frevler, der das Gewitter zu höhnen schien.

Aber ungestört rasten Wetter, Wind und Regenströme unter den Händen des Spielers weiter; genau wie draußen im Thal der Rodach.

Auf die Angststimme, die er hinter sich zeternd hörte, hatte er nur das trohige, tactfeste Sturmlied, das wie Walkürenritt über dem Kampfsgebilde klingt, das mit dem dreihigigen Tact anhebende Bahnmotiv zur Antwort; als wollt er sagen: Jetzt will ich erst Fuß fassen, wie der Hüne, der, auf einen Quadratus Boden gewurzelt, eine Armee in die Flucht schlägt!

Noch einmal fahren die Elemente dieses Chaos wie zu lustigem Tanz entsefelt durcheinander, dann — als ob ein Feldherr plötzlich das Commando: „Stillgestanden! Nicht euch!“ in die tobenden Massen geschleudert, steh'n die höllischen Kolonnen! Und nun geht es in jenem Presto-Finale mit Trommelschlag zum Sturm-marsch, und auf dem Kampfplatze bleibt als Sieger der starke Muth.

Mit dem letzten Accorde fällt eine kahle Helle den Saal und das Thal. Max sprang auf und bemerkte eine schwarze Gestalt in dem nach der Veranda führenden Gänge. Dann schmetterte der helle Donner nach und brach sich hundertfältig an Berg und Schlucht.

Alles war aus dem Saal geflohen. Er lag dunkel, denn der Wirth hatte die Lichter verlöschen lassen, und nur das Pianino stand von zwei Kerzen erhellt.

„Hat es eingeschlagen?“ fragte Max in die dämmernde Finsterniß hinein.

„Bis in die Tiefen der Seele!“ sagte eine metallene Damenstimme von der Veranda her. „Ich dank' Ihnen, mein Herr, nicht für Ihre Musik, sondern für diese Musik in dieser Nacht. Sie sind ein Mann!“

Die Gestalt war verschwunden.

Einer aus dem Gefinde mußte wohl recht haben, als er auf der Flucht aus dem Saale schrie:

„Tret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!“

Denn Max verbrachte eine schlaflose Nacht und verfiel erst gegen 5 Uhr in einen festesten Morgenschlummer.

4. „O rührt an diese Seele nicht!“

Er schlief um 9 Uhr noch immer. Draußen lachte und funkelte bereits der köstlichste Sommermorgen im Thal, und das Gewitter hatte kaum einige Wolkenreste am Himmel zurückgelassen.

Um 8 Uhr war eine Extrapostkaise in Rodach eingerollt und hatte den Grafen Roderich im Rathskeller abgesetzt. Als er vom Wirth hörte, daß Max noch nicht sichtbar geworden sei, und seine Gemahlin konnt' es um diese Stunde erst recht nicht sein, ließ er sich ein stilles Waldplätzchen bezeichnen und schickte seinen Diener nach der Wohnung der Gräfin, ihr durch ihre Boie sagen zu lassen, daß sie ihn gegen 11 Uhr empfangen möge.

Er selbst wandte sich dem Walde zu.

Seine Größe entsprach derjenigen von Max v. K. Die aristokratische Erscheinung wurde, wie er so dahin schritt, etwas beeinträchtigt durch die nach vorn geneigte Haltung des Kopfes, die den Eindruck machte, als habe sie unter einer von oben herab sinkenden Last zu leiden. Sein Gesicht war von edelstem Schnitt, mit einem braunen, dichten Wadenbarte besetzt, der Schnurrbart sorgfältig rasirt. Aber auch das Gesicht hatte unter einem Mangel zu leiden. Das war das schein und bang umhergehende Auge, das in jedem Augenblicke von irgend einer Seite her eine Gefahr zu erwarten schien.

Aber dies war nur solange der Fall, als der Graf seinen eigenen Gedanken überlassen blieb. So wie sich hingegen in einem Gespräch sein Interesse auf einen Gegenstand fixirte, wurde das Auge ruhig, aber von stehendem Feuer und gern auf einen Punkt, der in der Nähe war, geworfen. Als der Graf in die Morgenschatten des Forstes trat, um sich der vom Wirthse bezeichneten Wildquelle zuzuwenden, bemerkte er ein Eichhörnchen, das in halber Spirale vor ihm eine Buche erkletterte. Als er näher kam, saß es auf einem der untersten Aeste, nur sichtbar mit dem Ende des niederhängenden Schwanzbusches und mit dem halben Kopfe, aus dem ein kluges Neuglein zum Grafen herunterlugte.

Der Graf blieb stehn und nahm den Blick auf. Allmählig kam der ganze Kopf und kamen beide Augen zum Vorschein.

Wie der Mann so versunken und wie angezogen stand vor diesem Thierauge, das mit einem Gemisch von Raivität und Klugheit gefüllt war, suchte es wehmüthig-schmerzlich in seinen Mienen. Dann ging er mit einem tiefen Seufzer weiter. Was hatte ihm das Eichhörnchen gethan? War es die ursprüngliche Natur, die ihrer unbewussten Freiheit froh, in Gegensatz trat zu der bewussten Qual seiner menschlichen Seele? War es der Menschheit ganzer Jammer, der uns faßt, wenn wir einer Blume in den heiligen Reich, einer unvernünftigen Creatur in das unschuldige Auge sehen? Denn wenn du wissen willst, armer Mensch, was du mit all' deinem Wissen und deiner Bildung und mit dem tödtlichen Geschenke der Vernunft in der Kette der Wesen bist, so rath' ich dir, betrachte nur einmal ein Kinder Gesicht recht lang, recht lang, oder nimm den Kopf deines Hundes in die Hände und versenke dein Aug' in seines, oder achte darauf, wenn dein Rothkehlchen im Zimmer mit dir äugelt. Da lern' man begreifen, was uns der Fall der Menschheit gekostet hat. —

Roderich ließ sich neben der rauschenden Quelle auf eine Steinbank nieder, die mit Rasenstücken besetzt war, und saß, von seinen Gedanken, wer will sagen, in welche Regionen fortgerissen, wohl eine Stunde lang.

Zwischen den Bäumen wurden Tritte hörbar. Der Graf hörte sie nicht. Max, in hellfarbigem, elegantem Sommeranzug, stand seitwärts von ihm und betrachtete aufmerksam des Freundes Neukes. Erst, als wenn er die Einwirkung des prüfenden Menschenblickes empfunden hätte, nachdem das äußerliche Gehör ihm seine Thätigkeit verlagert hatte, hob er den Kopf und bot Max die Hand hin, ohne sich zu erheben.

„Wie lang ist's, Roderich, daß wir uns nicht geseh'n?“ fragte Max.

Der Gefragte antwortete bloß mit einem tiefen Seufzer.

„Sechs Jahre, dent' ich,“ fuhr Max fort. Und mittlerweile hast Du Dir ein

Nest gebaut und eine Gefellin zugelegt, ich aber bin ein Zugvogel geblieben, und wo mir wohl war, bin ich daheim gewesen."

Roderich antwortete auch jetzt noch nicht. Nur bei dem Worte „Gefellin“ bligte das Auge unheimlich-scheu empor, aber in das Gebüsch und nicht in des Freundes Antlitz.

„Ich kenne Deine Gemahlin, Roderich.“ —

„Seit wann?“

„Seit gestern, und nur von Anseh'n. Wie lange seit Ihr verheirathet?“ —

„Nicht ganz ein Jahr.“ —

„Sie ist ein schönes Weib. Ist sie deutscher Geburt?“ —

„Väterlicherseits. Ihre Mutter war Italienerin.“ —

Max machte eine Bewegung des Kopfes, als wollt' er sagen: Ach so!

„Wie hast Du sie kennen lernen?“ frug Max weiter.

„Unsere Väter lagen im Erbproceß, denn wir sind eigentlich fern mit einander verwandt. Die Sache fiel so glücklich für meinen Vater aus, daß der ihrige beinahe zum Bettler wurde. Er überlebte den Schlag nicht und ließ Lucretien als eine mittellose Waise zurück. Da hielt ich es für Pflicht und Gewissenssache, ihr meine Hand zu bieten und mein Haus als Asyl zu öffnen.“ —

„Also eine Vernunftheirath. Aber die Liebe blieb doch wohl auch nicht aus, lieber Roderich?“

Die Antwort war nichts als ein schauerliches Stöhnen, wie aus einer Brust, über die die Räder eines Lastwagens hinweggingen. Aber Max ließ nicht los:

„Liebst Du Dein Weib, Roderich?“ —

„Bis zum Wahnsinnigwerden“ — war die langhin gehauchte Antwort.

„Und liebt sie Dich wieder?“ —

„Wer das wüßte! Ja, wer das wüßte!“ —

Run erschral Max. Hier lag ein Seelengeheimniß zu Grunde, dessen Nichtauflösung offenbar nur des Mannes Schuld war. Denn das Weib erwartet, daß sie erforscht werde, den Mann bestimmte die Natur in jedem Falle zum angreifenden Theile, oder sie hat sich verkehrt in Unnatur und Verzerrung, wo diese Rollen vertauscht werden.

„Dir fehlt etwas, guter Roderich“ — begann Max nach einer Pause wieder. „Ich lasse Dich nicht los, bis Du mir Deine Seele geöffnet hast. Meine Fragen sollen Dir wie eine Sonde in das zuckende Fleisch fahren, bis ich das Geschwür erreiche. Sprich Dich aus! Wenn Einer lebt, der Dein Vertrauen zu ehren weiß, so bin ich's. Wenn die Griechen einen bösen Traum hatten, so traten sie in die Morgen-sonne und erzählten den Traum hinaus in die Lichtfülle Pöbhus Apollo's. So that Klytemnestra in der Elektra des Sophokles. Dadurch, glaubten sie, werde der Einfluß der bösen Mächte gebrochen. Versuch Du's auch. Sprich Dein Geheimniß aus, so verliert es die Hälfte seiner gespenstigen Furchtbarkeit. Hast Du Dein Weib nie nach ihrem Herzen gefragt?“ —

„Ihre Seele,“ war seine Erwiderung. „Schlummert wie ein tiefgebetteter Bergsee, kalt und schattig. Ihr Herz ist ein weißes Blatt, das den Schreiber noch erst erwartet.“ —

Max war über diese Bemerkung betroffen. Er hatte etwas Aehnliches gefühlt,

als er, von der Mooshütte kommend, sich sagte: „Sie gleicht einem mit Pulver gefüllten Berge. Wehe dem, der mit der Fackel zu nahe kommt!“ — Aber er fragte dennoch:

„Und Du selbst versuchtest nie, mit dem Finger der Leidenschaft an diese Seele zu klopfen?“ —

„Ich hätte denken müssen, ich beginge ein unnatürliches Verbrechen, einen Raub am Tempel!“

Max überlegte etwas, während der Freund die Hand in die Quelle tauchte und damit über die eiskalte Stirn fuhr. Er erinnerte sich der sonderbaren Worte Qucretia's: „Sie sind ein Mann!“

War denn Roderich keiner? Soweit er es an der Angreifervolle hatte fehlen lassen, war er es nicht. Hier lag eine übertrieben sensible Scheu vor, an das Heiligthum eines Weibes zu rühren, das ja doch nun einmal bestimmt ist, dies Heiligthum einem Mann zu erschließen. So lange das Weib die Leidenschaft nicht kennt, mag es mit dem Frieden des Mannes nicht so schlimm stehen. Von dem Augenblick an, wo sie fühlt, was die Liebe sei, wird der säumige Mann in ihrem Auge zum Feigling, und Verachtung, wo nicht Haß, sind die natürliche Folge.

Aber wie nun, wenn ein zweiter Factor hier in Frage käme? Wenn die furchtbare Erbkrankheit, die in Roderich's Geschlechte umging, hier auch eine Rolle spielte? Wenn eine fixe Idee, wie es der Laie bezeichnet (der Patholog mag es ja wohl anders nennen) sich im Gehirn des Unglücklichen eingenistet und sein Handeln bestimmt hätte? Max fuhr aus diesen Gedanken durch ein Geräusch auf, das dem Schnappen einer Feder gleich. Als er aufsaß, hatte der Graf ein an der Uhrkette hängendes Medaillon geöffnet und starrte das Bildniß an, das es enthielt.

„Wer hat dem Maler — murmelte er vor sich hin — von diesem Wangenglanze gesagt, wie ihn die Schneefelder der Alpen nicht reiner tragen? Dieser Blick zwingt die Kniee zur Anbetung. Aber schenkt sie diesen Blick nicht Jedem, der vor sie hintritt? Mir, wie dem Stallbuben, der in mein Zimmer kommt, meine Befehle zu holen? Dem Hanns wie dem Kunz — Höll' und Teufel!“ —

Der Graf sprang mit den letzten Worten vom Sitz empor und bohrte sein Aug' in's Weite. Max folgte dieser Bewegung und ergriff seine Hand.

„Roderich — rief er — großer Gott, was hat Dir das Bild Deines Weibes gethan?“ —

Der Gefragte faßte die Hand des Freundes fester, bis sie lag wie im Schraubstock, und sagte:

„Wär' es Nacht, Max, so sähest Du dort, wohin mein Finger am Himmel deutet, einen funkelnden Stern. Es muß, mein' ich, die Cassiopeja sein, die dort steht. Du hast ihn vielleicht früher einmal bemerkt, er hat Dein Auge angezogen, wenn Du in später Stunde im Fenster lagst. Da sagtest Du Dir: Wie friedlich schwimmt dieser silberne Punkt im Luftmeer! Was ist jungfräulicher als die Ruhe dieses zitternden Sternes! Aber, Max, auch dieser Stern hat einen festen Kern, auch er ist von Geschöpfen vielleicht bewohnt. Wie nun —“

Der Sprecher schwing, seine Brust hob sich wie im Krampfe.

„Was nun, Roderich?“

Der Graf wandte dem Freunde das verstörte Gesicht zu. In seinem Auge loderte das unheimliche Feuer des Irnsinnigen, als er fortfuhr:

„Wie nun, wenn diesen Stern jetzt Vulcane durchstoben? Wenn er in Krämpfen läge, wir aber, wir sähen nichts als seinen ewig ruhigen Strahl?“ —

Da war sie heraus, diese unheimliche Gewalt, die sein Denken beherrschte! Es hatte sich an's Tageslicht gewagt, jenes furchtbare Phantom.

„Gott sei Dir gnädig!“ murmelte Max, dessen Stimme von Entsetzen gelähmt war. „Willst Du mir sagen, Dein Weib sei —“

„Wer weiß es!“ rief der Graf, ihn wild unterbrechend und schüttelte seinen Arm in die Luft. „„Aber ich will's erfahren!““ —

„Welche Hölle von Gedanken macht Dich zum Spielball? Ich rathe Dir, Roderich, rühre nicht an dieses Räthsel, wenn Du es selbst nicht zu lösen im Stande bist.“ —

„Ich hab' es versucht, aber ich steh' rathloser als je vor ihr, und werde daran zu Grunde gehen.“ —

„Was hast Du versucht?“ —

„Höre mich an! Eines Tages besucht' ich mit Lucretia die Gallerie der Gemälde. Vor einem Bilde blieb ich mit Absicht steh'n. Ein Weib, halb entblößt, bog sich bei mattem Ampellicht über ein Lager, auf dem ein schöner Jüngling schlummerte. Sie küßte den Jüngling, Wollust in jeder Faser, aber während sie küßte, stieß sie einen kleinen Dolch nach dem Herzen des Schlafers. Ich kannte das Bild sehr wohl, aber ich wollte, daß es meiner Gemahlin gedeutet werde. Der Galleriediener erklärte, dieser Jüngling sei des Weibes lieblicher Bruder, das Weib — Lucretia Borgia!“

„Abscheulich!“ rief Max. „Wie konntest Du das Auge Deiner Gattin damit beleidigen?“ —

„Beleidigen?“ lachte Roderich wild in den Wald hinein. „Ja wär' es nur so gekommen! Aber sie sah auf das Bild mit einer Ruhe, mit der Du diese knorrige Eiche betrachten würdest. Max, sie war darüber nicht roth geworden.“ —

„Die Unschuld erröthet vor dem nicht, was sie nicht begreift.“ —

„Wer weiß!“ stieß der Graf heraus. „Es giebt Menschen, die die Thränen und das Erröthen und das Erblichen wie Ausnahmen eines Naturgesetzes in der Gewalt haben. Ich frug sie, wie ihr das Bild gefalle. — „Es ist Kraft in dieser Idee,“ antwortete Lucretia mit ruhigem Auge. — „In welcher Idee, meine Liebe?“ frug ich verwundert. — „Räffen und Tödten! In einem und demselben Athem!“ war ihre Antwort. „Ich könnte,“ fuhr sie fort, „dem Maler mit einem Duzend solcher Aufgaben dienen.“ — „Zum Beispiel, Lucretia?“ — „Laß den Blüth auf das Haupt eines Kindes sahen, während es unter Blumen spielt. Laß den Thautropfen an der Rose hängen, während sich die Natter aus dem Laube hebt, um ihn wegzutrinken. Laß eine Jungfrau betend im Tempel knien, während eine Spinne sich von der Decke senkt, um auf ihren Loden zu ruh'n.“ — Und während sie dies sprach, glich die Betonung ihrer Worte nur dem leisen Auf- und Riebergehen des Oceans. Keine Erregung! Als gehörten ihre Vorstellungen in das gemeine Gesetz der Natur, in die Welt der Gewohnheit. Ich weiß nicht, weshalb ein Schauer mir über den Körper lief, aber ich frug sie nicht mehr.“ —

Eine lange Pause trat ein. Jeder der beiden Männer blickte, nur mit verschiedenem Ausdruck in die schattige Waldesiefe.

„Wollen wir geh'n! Roderich?“ fragte der Eine endlich.

„Nein! stieß dieser plötzlich heftig zwischen den Zähnen hervor und faßte des Freundes Hand von Neuem. Nicht eher, als bis wir fertig sind. Hab' ich Dir, und Dir als dem einzigen aller Sterblichen, meine Qual offenbart, so siehe nun auch, wie Du mich heilen magst!“

„Aber was kann ich für Dich thun, Roderich?“ lautete Maxens Frage.

„Höre mich an, aber wende Dein Auge fort!“ —

Und der Graf führte ihn, wie er sprach, schrittweise vor, während er die einzelnen Sätze wie in convulsivischem Zucken herausstieß:

„Ich hab' einen Diamanten. Man sagt, wenn er echt sei, führ' ein Lastwagen ohne Schaden über ihn hinweg. Warum sagt man das? Ich will nicht glauben, ich will wissen, was ich besitze. Nimm den Hammer und schlage zu! Wohl mir, wenn er —“

Roderich schleuderte die Hand des Freundes von sich und trat hinweg. Dann vollendete er seine Rede:

„Wohl mir, wenn er aushält!“

„Ich soll“ — fragte Max in Zweifel und Erstaunen erstarrt . . .

Der Graf nickte heftig, ohne ihn anzusehn. „Ja doch, ja!“

„Ich soll Dein Weib —“

„Ganz recht, ganz recht!“ —

„Ich soll Dein Weib in Versuchung führen? Bist Du rasend geworden, Roderich?“

Dieser wandte ihm sein Antlitz mit schrecklichem Ausdruck zu.

„Es ist Alles gesund bis auf dies Eine!“ — sagte er.

„Aber das heißt den Teufel zum Kampfe fordern!“ —

„Als ob wir — war die bittere Gegenrede des Grafen — mit diesem Gegner nicht ringen müßten zu jeder Stunde. Und wenn der ewige Kampf nicht zu umgehen ist, sag', ist's nicht besser, va banque zu sagen, als die Marter hinzuleiern in kleinen Einsähen? Was gilt mir die Ungeprüfte? Bist Du kein Mörder nur darum, weil Dich der Jörn und der Augenblick noch nicht überrascht hat? Ich muß wissen, ob dieses Weib warmes Blut hat, oder ob es nur mir nicht siedet.“ —

Max schlug die Arme unter.

„Und wenn sie der Leidenschaft — nehmen wir solche Unbegreiflichkeit einmal an — überhaupt nicht fähig wäre?“

„Ich wär' auch dann noch zufrieden. Beschäp' ich nichts als eine eiserne Statue, so wüßst' ich doch, daß kein Zweiter lebte, der an ihr zum Pygmalion werden könnte.“ —

„Und wenn ich mich weigere, diesen Versuch zu machen?“ —

„So werd' ich dem ersten besten Wüstlinge meines Standes zur Gräfin Lucretia Zutritt geben.“ —

Roderich war im Begriff zu gehn. Max hörte seinen Worten es an, kannte auch nun des Freundes Charakter hinlänglich, um zu wissen, daß er mit dieser Drohung Ernst machen werde.

„Halt, Freund!“ rief er ihm zu. „Das heißt mir freiwillig den Revolver auf die Brust setzen. Jetzt darf ich es nicht mehr dulden, daß Du die Ehre Deines Hauses in die Hand eines Dritten legst. Aber warum fiel Deine unglückselige Wahl auf meine Persönlichkeit, Roderich?“ —

„Auf wen sonst, wenn nicht auf den Einzigen, den ich Freund nenne? Uebrigens kann ich keinen Tölpel zu dieser Rolle brauchen. Ich kenne den Zauber, den Du auf Frauen übst.“ —

„Schönen Dank!“ murmelte Max ernst und finster. „Aber wir vergaßen die zweite Möglichkeit —“

„Wenn Du über dem Versuche das Herz an meine Gemahlin verlorest, Max?“ fragte Roderich in drohendem Tone.

Max wies die Vermuthung mit einer verächtlichen Handbewegung hinweg.

„Das ist nicht möglich! Ist nicht mehr möglich,“ sagte er.

„Nicht mehr —?“ fragte der Graf etwas verblüfft.

„Seit ich mehr von ihr kenne, als ihre Schönheit. Ich kann den Dämon in ihr bewundern, und wohl auch fürchten, aber gefährlich werden kann nur das weibliche Weib. Die Möglichkeit, an die ich dachte, war eine andere.“ —

„Wenn sie selbst unter den Künsten des Versuchers für ihn erwarmt?“ —

„So mein' ich, Roderich. Laß' uns, ohne an eine Eitelkeit meiner Person zu denken, jeden möglichen Fall berechnen.“ —

„Dann täht' ich sie.“

Auch dies war sicher; der fürchterliche ruhige Ton Roderichs hätte das verrathen.

„Aber Du begreift doch, daß ich nach diesem Freundschaftsdienste, den ich seh' es wohl ein, ich allein zu leisten verflucht bin, in keinem weiteren Verhältnisse zu Dir stehn, viel weniger die Schwelle Deines Hauses wieder betreten.“

Der Graf schwieg einen Augenblick. Dann sagte er langsam und finst-

„Ich glaube das selbst beinah'. Aber was kann Dir daran liegen, einen feindsinnigen Freund zu haben, wenn Du einen gesunden Menschen daraus kunnst?“

„Der möglicherweise auf dem Hochgericht endet?“ —

„Das curirt gründlich von diesem Leben! Indessen — ein Revolver schadet als den einen Schuß, mit dem ich die Gräfin tödtete!“

5. Beim Souper.

Max befand sich, als er den Grafen verließ, in gar keiner behaglichen Stimmung. Er war erbittert auf Roderich, der ihn mit einer seine Ehre so hart streifen- gabe behürdet hatte, die er obendrein deswegen nicht ablehnen konnte, da der unglückliche Mann in dieser Sache nicht einen Dritten anging und nicht auf die Discretion angewiesen wäre. Andererseits reizte ihn der Gedanke doch mächtig, den Schlüssel an die Seele jenes Weibes zu setzen. Männer lassen sich gern für logische Probleme interessieren, sie gehen theoretisch, und in ihrer Theorie zu Werke. Das hat solange Bestand, als das Herz ihre Berechnung nicht rumpelt. Dieser Planmäßigkeit, wie wollen sagen, dieser Wissenschaftlichkeit

Behandlung der Leidenschaft ist kein Weib fähig. Denn wenn Frauen überhaupt denken, so denken sie mit dem Herzen. Entweder sie bleiben kalt und abweisend, oder sie fieden. Entweder sie lieben, oder sie lieben nicht. Der Mann ist eines Mittelwegs fähig: er kann sich einreden, daß er liebe; das Raisonnement kann ihm die Stufen der Härlichkeit vorschreiben. Dieser Rolle — denn es ist nur Schauspielerei, von der ich rede — ist das Weib unfähig; so sehr sie auch zur Schauspielerei mehr veranlagt ist, wie der Mann. Das kommt daher, weil die Liebe ihr Beruf ist und der Ernst des Lebens, der mit sich nicht spaßen läßt. Sie kann lügen, verleumben, heucheln, segnen und fluchen — um der Liebe willen, aber sie kann nicht Liebe spielen, wenn sie nicht Liebe ist.

Es war Verabredung, daß der Graf noch am Abend desselbigen Tages von Kobach abreisen und Maxen das Feld freigeben wollte.

Gegen 6 Uhr erschien Lucretia am Arme ihres Gemahls im Rathhaus, um das Souper, bevor er abfuhr, mit ihm einzunehmen.

Er hatte Max dazu eingeladen.

„Mein Freund Max von R., liebe Lucretia!“ sagte Roderich vorstellend.

„Ich kannte den Herrn bereits bis auf den Namen!“ war die ruhige Antwort.

„Wie gefallen Sie sich in Kobach, Gnädigste?“ —

„Wie überall. In jeder Einsamkeit besser als in jeder Gesellschaft.“ —

„Da möcht' ich doch bitten“ — fiel Roderich ein — „für die Zeit meiner Abwesenheit von dieser Gewohnheit abzugehen und Ihnen den gesellschaftlichen Schutz meines Freundes empfehlen zu dürfen, liebe Lucretia.“ —

„Ich will es gern thun, mein Gemahl, wenn Herr v. R. mir bisweilen den Genuß wiedergewähren will, den ich gestern während des Gewitters von ihm erhielt. Wollen Sie mir die passionata gelegentlich wieder vorspielen?“ —

„Mit dem Andante, gnädige Frau?“ —

Max war auf die Antwort begierig. Seiner Berechnung nach konnte dieses variierte Motiv voll so himmlischer Milde doch kein Echo in dieser Seele wecken.

„Mit dem Andante, wenn ich bitten darf! Der Gegensatz hebt die Wirkung des Finale. Ich genieße den Sturm so besser.“ —

Das war deutlich. Die Gräfin war also Feinschmeckerin in ihren künstlerischen Genüssen.

Max beobachtete beim Souper, wo er dem gräflichen Paare gegenüber saß, das Verhalten des Mannes mit Aufmerksamkeit. Es war ein Gemisch von Demuth und Anbetung, was er entdeckte. Die Gräfin schien es nicht zu bemerken. So oft er das Gespräch auf das Gebiet der Herzensintereessen und der Liebe lenken wollte, bog die Gräfin gewaltfam ab, oder ließ das Thema in philosophische Abstractionen sich auflösen.

Süßst auffallend war ein einziger Augenblick.

Max erzählte nämlich, daß er das gräfliche Paar schon am Nachmittage gesehen habe, als Beide aus dem Portale des kurfürstlichen Schlosses traten.

„Ich zeigte meiner Frau die Sammlung von Alterthümern, die dort aufbewahrt ist,“ antwortete Roderich. „Wo warst Du denn, daß wir Dich nicht gesehen haben?“ —

„Ich saß hinter einem Syringbusch am Wege und sah den äsenden Rehen

im Thale zu. Vor diesem Gebüſche kauerte ein altes lahmes Bettelweib. Als mein Freund Roderich (er ſah die Gräfin bei dieſen Worten feſt an) mit Ihnen vorüber war, hielt die Alte ein Goldſtück zwiſchen den dürrn Fingern und betrachtete es in halber Betäubung.“ —

Roderich wandte ſein Auge nach der Gräfin. Er ſtarrete wie auf ein Wunder. Die Gräfin war roth geworden! Ihre ſchwarzen Sonnen brannten voll Wuth und ſaß nach May hinüber.

„Ich bemerkte nichts von Deinem Geſchenk, Lucretia,“ war das ſtaunende Wort des Grafen.

„Der Wagen iſt vor der Thür!“ ſagte Lucretia barsch und erhob ſich vom Tiſche.

Beim Hinausgehen raunte Roderich dem Freunde zu: „Sonderbar! Es iſt das erſte Mal in meinem Leben, daß ich ſie roth werden ſah.“ —

May erwiderte nichts, aber er dachte: „Und ich bin's, der dies Blut in die Wangen rief! Das wird ſie mir nie vergeben.“ —

Mit einem Ruß auf die Stirn hatte ſich der Graf ſchon im Saale von ſeiner Gemahlin verabschiedet. Als er den Wagen draußen beſteigen wollte, fiel ein Gegenſtand klirrend zur Erde.

Der Diener blühte ſich und ſagte:

„Die Frau Gräfin fiel, gnädiger Herr!“ —

Der Graf wandte ſich jählings um mit einem ſchlecht unterdrückten Schrei:

„Fiel? Wer fiel?“ —

„Das Bild der Frau Gräfin mein' ich, das in dieſem Medaillon iſt,“ ſagte der Burſche ſtotternd.

„So drücke Dich beſſer aus, Tölpel!“ —

Der Graf ſtarrete eine Weile zu Boden, dann wandt' er ſich nach May um, der an der Hausthür ſtand, grüßte mit der Hand und beſtieg den Wagen.

6. Die Boſe.

„Marie!“ rief die Gräfin Lucretia drei Tage darauf.

„Was wünſchen die gnädige Frau?“ —

„Hat ſich Herr v. R. noch nicht melden laſſen?“ —

Die Boſe riß die Augen auf.

„Aber die Frau Gräfin haben doch erſt vor fünf Minuten mich ſo gefragt. Es iſt erſt vier Uhr —“

„Schon gut!“ unterbrach Lucretia ihre Dienetin, und beugte ſich tief, ja ſehr tief auf ihre Stückerlei, als müßte ſie dort, jedem Mangel an einer Loupe zum Troß, irgend ein Sonnenſtäubchen entdecken.

„Wollen die Frau Gräfin den beabſichtigten Ritt nach dem Waſſerfalle noch heut unternehmen?“ —

„Wenn Herr v. R. mich nicht im Stiche läßt. Das Wetter iſt ja günſtig genug dazu.“ —

„Herr v. R. iſt ein unhöflicher Cavalier.“ —

„Nicht wahr, Marie? Aber ſage doch, warum meinteſt Du das?“ —

Die Gräfin sah ihre Jose noch immer nicht an.

„Ich hörte es wohl, wie er Ihnen vorgestern seine Dienste auf Ausflügen in der Umgegend anbot; und nun zeigt er eine solche Lässigkeit und läßt sich drei Tage nicht sehn.“ —

Die Gräfin riß den wollenen Faden auseinander. Sie schien im Zorn zu sein, denn zum Zerreißen lag bei ihrer Arbeit offenbar kein Grund vor.

„Er wird seinen Grund haben, gute Marie.“ —

„Ja,“ sagte die Jose dreist, „und ich kenn' ihn auch. Warum behandeln Sie ihn so schroff wie alle Welt? Er ist ein so liebenswürdiger Herr, der sich in Kobach sicher so sehr langweilt wie wir. Aber für sein Anerbieten hatten Sie nur eine trockene Zustimmung, als ob Ihnen an seiner Gefälligkeit blutwenig gelegen wäre, so daß es jeden Andern hätte abschrecken müssen, zubringlich zu erscheinen.“ —

„Ich hatte Grund auf ihn ärgerlich zu sein.“ —

„Darf man wissen?“ —

„Er sprach von den Leuten vor einer Wohlthat, die ich zu spenden Gelegenheit hatte.“

„Vor den Leuten?“ —

„Vor meinem Gemahl.“ —

„Ach so. Aber er that ganz recht daran. Sie thun so viel Gutes, und wissen das so heimlich zu thun, daß kein Mensch ahnt, auch Sie könnten ein Herz besitzen. Sie wollen mit aller Gewalt vor der Welt süßlos und seelenlos erscheinen, warum thun Sie das? Es ist Ihnen schon recht, wenn man Sie einmal über einem guten Werke erweisen kann. Das da arbeiten Sie auch nur für die Lotterie im Armen-Bazar in Berlin. Sie müssen in den Himmel kommen, so wenig Ihnen auch daran gelegen scheint.“ —

„Dazu hast Du freilich sehr wenig Hoffnung. Deine Fehler sind überlei!“ —

„Das ist wahr!“ sagte die Jose mit einem komischen Seufzer.

„Du bist zu leichtsinnig.“ —

„Zu launenhaft.“ —

„Zu gedankenlos.“ —

„Zu verliebt.“ —

„Was?“ — Die Gräfin heftete plötzlich mit lebendiger Bewegung das Auge groß auf die Dienerin.

„Was das ist?“ fuhr Marie fort. „Ein garstiger Fehler an den Männern, wenn sie hübsch sind. Aber nicht in Herrn v. R.! Gott bewahre! Der darf schon Edelwild jagen. Wenn er nur wollte! Er hat so prächtige Augen.“ —

„Was Du sagst!“ —

„Ruhbraune!“

„Du hast sie Dir ja sehr genau angesehen.“ —

„Weil ich ein gutes Gewissen habe. Ich kann jedem Menschen in's Auge sehn!“ —

„Reinst Du, daß Herr v. R. wirklich noch heute kommt?“ —

„Wenigstens hat er im Rathhause zwei Reitpferde zu satteln befohlen. Wollen Frau Gräfin nicht etwas geeignete Toilette machen?“ —

„Wenn Du meinst, Marie?“ —

„Ich meine wirklich. Und wenn Sie mir nur den Stolz von den Lippen thäten — Sie würden bei Ihrer übrigen Schönheit gleich um 100 Procent gewinnen.“ —

„Was schwagest Du zusammen!“ —

„Ihr Stirnkunzeln ist ja doch nicht so echt wie sonst! Ich lasse mir nichts weiß machen, gnädige Frau. Und wenn ich Ihnen rathen soll, stecken Sie eine Blume vor die Brust. Ihre Schönheit ist sonst zu herb.“ —

„Ich habe nun einmal meinen guten Tag und will Dir zu Willen sein. Sieh, ob Du eine Camellie finden kannst.“ —

„Gut, eine Camellie,“ sagte die geflügelte Jose. „Aber — wird die auch nicht zu stolz aussehen?“ —

„So nimm eine Rose, gute Marie.“ —

„Gut, eine Rose. Oder wie wär's denn mit einer Orangensblüthe?“ —

„Was du willst! Was dir beliebt! Ich will das heute deinem Geschmac überlassen.“ —

Mit diesen Worten trat die Gräfin in's Nebenzimmer. Die Jose schlug vor Erstaunen die Hände zusammen und rief:

„Ist das die Möglichkeit! Zu einer andern Zeit hätt' ich eine Ohrfeige dafür bekommen, und jetzt hat sie nur ein Lächeln für meine Unverschämtheiten? Ich wußte doch gleich, was ich wagen durfte, denn seit drei Tagen hat sie wohl vier Mal in den Spiegel gekuck't! Aber es ist auch wahr — schließlich sind wir Alle von Eva's Blute!“ —

7. „Doch wenn wenig dran gelegen . . .“

Als Lucretia zur Veranda des Rathhauses aus ihrem Privatgarten emporstieg, stand Ray, wie er hatte melden lassen, mit zwei Reitpferden bereit. Er ließ sie herankommen, zog den Hut, verbeugte sich, aber sagte nichts.

Die Gräfin sah ihn einen Augenblick durchdringend an, dann lief ein Schatten des Mißmuths über ihre Züge.

„Laugen die Pferde was?“

„Ich habe sie selbst geritten. Es ist keine Race, aber es sind fromme und ausdauernde Thiere. Der Himmel ist bedeckt, das Wetter also günstig. Befehlen Frau Gräfin einen Ritt auf der Chaussée nach G.?“ —

„In die Berge, mein Herr. In die Berge, wenn es Ihnen beliebt!“ — war die etwas barsch herausgestoßene Antwort.

„Will sie Pferdgenisse brechen und ihr eignes dazu?“ dachte Ray, indem er ihr in den Sattel half. „Mir soll's egal sein.“ —

Beide flogen eine Strecke weit auf der Chaussée dahin, bis die Gräfin plötzlich den ersten besten Waldfahrweg einschlug und emporjagte. Das legte sich freilich gar bald von selbst, da das Pferd keine Flügel hatte.

Das Benehmen von Ray war keine Absicht und Berechnung. Die Reserve, in die er plötzlich zurückgetreten war, entsprang aus dem Widerwillen, den er seit zwei Tagen gefaßt hatte, seine Aufgabe zu lösen. Lieber war er entschlossen, seinem Freunde von der Unnahbarkeit der Gräfin etwas vorzulügen, als sie in allem Ernste

mit seinen Huldigungen zu versuchen. Man hat aus dem Gespräch mit der Jofe gesehn, daß die Natur der Gräfin sich zu lockern begann, wie der gefrorne Boden unter der Frühlingssonne. Daher der Mißmuth auf ihrem Antlitz, als sie Razens fähle Haltung bemerkte. Ein schlimmeres Mittel, um jede Klippe zu vermeiden, hätt' er nicht wählen können, als die Maske der Gleichgiltigkeit, nachdem nun einmal der erste Keim des Interesses seit der Appassionata in ihre Seele gesenkt war.

Sie hatte das keuchende Pferd angehalten und horchte in die Tiefe des Waldes.

„Was ist das für ein sonderbar schmerzender Ton, Herr v. R.?" frug sie. Dort über die Schlucht hin! Jetzt hören Sie ihn wieder!" —

„Ein balzender Kuckhahn, gnädige Gräfin." —

„Was heißt das?" —

In demselben Augenblicke erscholl ein Gelächter aus einem der nahen Baumwipfel.

„Sind wir belauscht?" fragte Lucretia aufwärts blickend.

„Es ist eine Elster, die wahrscheinlich Ihre Frage gehört hat!" sagte Raz mit einer beleidigenden Trockenheit.

Die Gräfin gab dem Pferde plötzlich einen Hieb und galoppirte die Höhe empor, bis das Thier abermals seinen Gang mäßigte.

„Ich muß Ihnen sehr unwissend in der Forstkunde vorkommen, Herr v. R.," sagte sie, als sie sich gefaßt hatte und fühlte, daß die zornige Röthe wieder von den Wangen gewichen war. „Wollen Sie mir nicht Unterricht geben in diesen Dingen?"

„Das hieße dem Grafen Roderich ein löstliches Vorrecht rauben," bemerkte Raz mit der vorigen Trockenheit.

„Seien Sie ohne Sorge. Er hat sich nie um Vorrechte gekümmert, und wäre froh, wenn sie der Freund ihm abnähme." —

Wenn das Alles nicht schamlos war — und Raz wußte, das war es nicht! — so konnte es nur grenzenlos naiv sein. Raz sah sie überrascht an. Er entdeckte zum ersten Male, daß dieses reizende Weib nur ein erwachsenes Kind sei. Ein Hauch der Rührung lief über seine Seele.

„Das ist — sagte er in Bezug auf ihre letzten Worte — das ist zu viel gesagt, und zu wenig gemeint." —

„Was heißt das?" fragte Lucretia.

Mit diesen Worten erreichten sie die Höhe. Der Waldweg lief auf dem Kamm in horizontaler Linie dahin, zwischen uralten Stämmen, stellenweis mit einem Moos-teppich belegt, anderwärts aber auch mit gefährlichen Wurzeln durchwachsen.

Sie ritten langsam unter den Wipfeln hin.

„Das heißt — sagte Raz — daß Sie sich in einer gefährlichen Sicherheit befinden, wenn Sie meinen, der Freund Ihres Gatten werde seine Pflichten stets von dessen Rechten zu trennen wissen." —

Die Gräfin parirte ihr Pferd, sah ihn stolz an und sagte:

„Ist Ihr Name nicht Herr v. R.? Kein Wort mehr davon! Ich verbiete es Ihnen!" —

Damit jagte sie plötzlich davon, als wenn das Thier von einer Wespe gestochen wäre.

May hatte keine Zeit, sich die Wirkung seiner Kühnheit klar zu machen. Er sah die Gefahr, in der die Reiterin schwebte, und spornete sein Pferd ihr nach. Und da geschah schon, was er gefürchtet hatte! Ihr Thier strauchelte an einer knorrigen Wurzel und sank jählings auf die Vorderfüße.

Die Gräfin fiel herab, und schien nicht aufstehn zu können, bis May sie eingeholt hatte.

„Haben Sie sich verletzt, Frau Gräfin? Ich hoffe nicht.“ —

„Geben Sie mir die Hand, Herr v. R., ich fürchte, ich habe den Fuß verstaucht. Aber mehr ist's auch nicht.“ —

„Großer Gott, was ist da zu thun? Wir müssen sehn, ob Sie den Sattel wieder erreichen können. Ich werde das Pferd am Zügel führen und auf einem bessern Wege das Thal zu erreichen suchen.“ —

In diesem Augenblicke trat ein altes Weib mit einem Tragkorbe auf dem Rücken heran. Sie hatte Schwämme und Heidelbeeren gesucht.

„Was ist denn der Dame passiert?“ fragte sie.

May wandte sich kaum nach ihr um, als ärgerte ihn in diesem Augenblicke die Zubringlichkeit des Weibes.

„Nu, nu, junger Herr. Manchmal verstehen wir Waldleute doch auch etwas, wo die Städtischen nicht aus oder ein wissen.“ —

„Könnnt Ihr helfen? Die Dame hat sich den Fuß verstaucht,“ antwortete ihr May endlich.

„Lassen Sie mich mal sehn. Wenn die schöne junge Frau sich auf den Baumstumpf da setzen wollte.“ —

„Thun Sie es, Frau Gräfin. Das Weib hat Recht. Diese Leute wissen in dergleichen Fällen recht gut, was noth thut.“ —

Er führte die Gräfin zum Sitz. Das Weib warf ihren Korb vom Rücken und kniete nieder. May trat einige Schritte seitwärts. Das Weib zog den Knopfstiefel vom feinsten Leder, der mit einem seidnen Quästchen geschmückt war, vom schmalen Fuße Lucretia's. —

„Verstaucht, sagen Sie? Ich sage verrenkt!“ meinte die Alte nach der Untersuchung.

„Wo ist da der Unterschied?“ fragte Lucretia.

„Wenn Sie sich verstaucht hätten, würden Sie immer noch laufen können, wenn's auch weh thäte. Aber hier sind die Knöchelgelenke aus ihrer Lage gerathen. Wir müssen sehn, ob wir sie einrichten können.“ —

„Um Gotteswillen — aber verstehen Sie denn das?“ —

„Sie wären die Erste nicht!“ jagte die Alte grinsend. „Vor allen Dingen warten Sie einen Augenblick. Ich will sehn, ob ich hierherum etwas Kräftig finde.“ —

Damit lief sie in das Gebüsch.

„Herr v. R.!“ rief Lucretia fast so leise, daß der Ruf kaum das Ohr des Gerufenen erreichte.

Er lehnte sich nach ihr um.

„Sie leiden Schmerzen, Gräfin Lucretia?“

„Sie irren sich,“ antwortete sie ihm zulächelnd. „Es giebt nicht körperliche Schmerzen, die mit einem Laut erpressen dürften, wenn ich nicht will.“ —

Die Alte kam zurück und trug etwas Kraut in den Händen. Das zerrieb sie. Dann verlangte sie eine Binde, oder ein Taschentuch.

Max suchte schleunig in seinen Taschen, aber schlug sich plötzlich vor die Stirn und zog das Battisttuch der Gräfin heraus, das er in der Mooshütte gefunden hatte.

„Vergessen!“ rief er. „Rein vergessen! Haben Sie Ihr Tuch nie vermisst?“ —

„In der That!“ rief sie überrascht. „Und das haben Sie gefunden? Nun gut. So mag es seine chirurgischen Dienste thun. Wollen Sie es der Frau nicht geben?“

Max hatte das Tuch wie träumend betrachtet. Er sah auf und befand sich in wunderlicher Befürzung, als er das Antlitz Lucretia's in Röthe getaucht sah. Die Wirkung, die es auf ihn machte, wurde verhängnißvoll für die Gräfin. Sie hatte, seit sie ihm zugelächelt, entschieden einen Eindruck auf ihn gemacht, weil sie weiblicher geworden war.

Max reichte der Alten das Tuch und sagte:

„Mit der Bedingung, daß ich's zurückerhalte, wenn es ausgebleicht hat.“ —

„Wollen Sie auch ein Karitätencabinet anlegen?“ war ihre nekende Frage.

Diese Erinnerung an Roderich rettete ihn und gab ihm rasch die ganze Befinnung wieder.

„Nein!“ sagte er kurz und kalt, und fügte murmelnd hinzu: Es ist auch wahr. Ich will die Zahl der Narren nicht noch vermehren.“ —

Dann trat er abermals seitwärts, um die Alte ohne Zeugen operiren zu lassen.

Der Funke von Zärtlichkeit, den die Gräfin für einen Moment in sein Herz geworfen, war zurückgesprungen, um ein größres Feuer in ihr selbst zu entzünden. Es ist stets gefährlich für ein Weib, zu bemerken, daß sie einen Eindruck auf den Mann macht. Sie muß es damit büßen, daß sie den Eindruck mit doppelter Stärke zurückempfängt.

Die Alte hatte mittlerweile das zerriebene Kraut auf das Tuch gedrückt, das Tuch neben sich auf den Boden gelegt und war bei der Gräfin niedergekniet. Jetzt nahm sie den Fuß derselben, den ihr die Gräfin bis einige Zoll weit über den Knöchel entblößt hatte, und versuchte die Einrenkung.

„O, junger Herr,“ rief sie, „kommen Sie doch mal her, Sie sollen mir helfen.“ —

„Rein — nicht — nein —“ wehrte Lucretia hastig und bedeckte den Fuß.

Die Alte sah staunend zwischen Beiden hin und her.

„Aber — sind Sie denn Beide nicht Mann und Frau?“ —

Sie erhielt keine Antwort. Dann fuhr sie fort:

„Nu meinethwegen! Aber Hilfe muß ich haben, oder ich geh' meiner Wege, und Sie können erwarten, daß eine Entzündung hinzutritt.“ —

„Muß es sein?“ sagte Max erschrocken und näherte sich. „Muß es durchaus sein?“ —

„Meint der Herr, daß ich hier Späßchen treibe?“ —

„Dann ohne Bedenken, gnädige Frau. Was muß ich thun, Alte?“ —

Die Gräfin hob das Kleid diesmal nicht mit eigener Hand, denn sie bedeckte mit beiden Händen das Antlitz.

Die Alte schob es empor.

„Hier,“ rief sie „fassen Sie mit beiden Händen fest, während ich das verrenkte Gelenk nach der Richtung zerre, nach der es steht. So! Jetzt ist's beweglich. Nun schnell einen Ruck, und es sitzt wieder in alter Lage.“ —

Die Gräfin gab keinen Laut von sich.

Max stand auf, warf seine Börse in den Korb der Alten und führte die Pferde herbei.

Was ihm besonders auffällig erschien, als er Lucretiens Pferd vorsichtig zu Thale und bis nach Rodach führte, war der Umstand, daß dieses Weib, diese sonst so abweisende spröde Natur, sich in eine eigenthümliche Milde und Weichheit verwandelt hatte. Selbst das schöne marmorne Gesicht erschien in allen seinen Theilen zu menschlicher Empfindung aus einander geschmolzen, gleichsam flüssig geworden. Sie sah ihn auf dem ganzen Wege nicht einmal an, aber er bemerkte recht gut, daß sie in ihren Mienen sich des weiblich-rührenden Ausdrucks vergeblich erwehrete, so oft sie es auch versuchte, diese Weichheit durch schmollenden Trotz aufzuheben.

Woher diese Verwandlung?

Eines Mannes Gedächtniß war im Besitze eines ihrer Reize; eines Mannes Auge hatte ein Verborgnes an ihr geschaut! Das kettet fester als das glühendste Wort. —

Wenn die Scham nicht zum Hass führt, führt sie das Weib zur Hingebung.

8. Sturm und Drang.

Die Gräfin Lucretia lag einige Tage zu Hause, da sie nach Anordnung des Arztes den Fuß zu schonen hatte. Herr v. R. schickte zwar des Tages mehrere Male zu ihr, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, aber um sie selbst wiederzusehn, dazu hatte er plötzlich den Muth verloren. Er fühlte, daß sein Blut zu kochen beginne, wenn er an die Scene im Walde dachte. Er fühlte, daß ihm die Sinne warm wurden, wenn er an die Scene im Walde dachte. Denn er war ein Mann wie jeder andere. Aber Liebe und Sinnlichkeit sind zweierlei. Mit Schrecken bemerkte er die Anzeichen, die das keimende Gefühl eines Weibes trotz all' ihres Widerstandes verrathen. Als er ihr vom Pferde geholfen, sie die Gartenstufen hinabgeleitet und der Jose überlassen hatte, ruhte die Hand Lucretiens zitternd in der seinen, und sie sah ihn nicht an und sie dankte ihm seine Dienste mit keinem Wort!

Er überlegte noch auf seinem Zimmer, ob er der drohenden Gefahr durch eine Flucht auf alle Fälle hin entgehn solle, oder ob es noch einen Weg gäbe, ihn wie die Gräfin von dem Abgrunde zurückzureißen, dem sie zueilten.

Da trat der Rathhauswirth in sein Zimmer, ein Briefchen in den Händen und die unvermeidlichen Citate auf den ewig lächelnden Lippen.

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt!“ „Schwachheit, dein Ram' ist Weib!“ —

„Woher, guter Ganymed?“ fragte Max, indem er den auf die Sophallehne gestützten Kopf hob und den Brief nahm.

„So lies nur, und erlebiche, wenn Du kannst!“ —

„Bei diesem Liebespfand, Du bist ein Kuppler!“ erwiderte Max lächelnd mit den Worten der Gressida. „Mach dich hinweg!“ —

„Rund um die Erde zög' ich einen Gürtel in viermal zehn Minuten“ — war die Antwort des Wirthes, der so grazios, als es sein Embonpoint nur erlauben wollte, zur Thür hinaustänzelte.

Der Brief lautete:

„Warum lassen Sie sich nicht sehn, mein Freund? Ich glaube, ich bin Ihnen noch eine Dankagung für Ihre Mühen schuldig. Ueberdies hab' ich entsetzliche Langeseweile. Lucretia von Burgdorf.“ —

Max warf die Beilen auf's Sopha, von dem er aufstand und blickte sinnend vor sich hin.

„Es muß sein!“ rief er endlich aus. „Ich muß ein Ende machen, ehe meine Ehre in Trümmern geht. Ich werde mich wohl zu bezwingen wissen.“ —

Er ordnete seine Toilette und begab sich zur Gräfin.

Sie lag auf einer Causeuse, als er eintret. Er bemerkte sehr gut, daß eine Rötze, die ihre Wangen wahrscheinlich bei der Anmeldung seines Namens durch die Hofe gefärbt hatte, nur eben erst ihrer gewöhnlichen Farbe wieder Platz machte. Sie trug ein weißes Neglige. Ihre schwarzen Haare strömten vom Haupt über die ganze Kopflehne, so daß sie darauf wie auf einem Kissen zu ruhen schienen.

Sie streckte ihm die Hand hin, die er küßte.

„Haben Sie noch Schmerzen, gnädige Frau?“

„Nicht mehr, so lange der Fuß ruht. Mehr kann ich freilich noch nicht als höchstens einmal durch's Zimmer gehn. Wissen Sie, daß der Graf Roderich seine Rückkehr angezeigt hat? Er wird morgen früh hier sein, mich abzuholen.“ —

Lucretia, die ihn in der ersten Hälfte Ihrer Rede angeblickt hatte, zog mit der lezten Bemerkung die Lider über die Augen, so daß sie zu schlafen schienen.

Max holte tief Athem, als wenn er eine Last von der Brust mit dem Athem ausstoßen wollte.

„Womit haben Sie sich in diesen Tagen beschäftigt, gnädige Frau?“ —

„Da! Sehn Sie doch!“ —

Sie wies auf eine einfach construirte Staffelei, an der ein weibliches Porträt angefangen war. Am Boden derselben lag eine Guitarre.

„Ein Phantasiporträt?“ —

„Rein, es ist Frau v. Amelung, meine Freundin. Ich mal' es für ihren Geburtstag.“ —

„Hier fehlt der Schatten am Nasenflügel!“ —

„Sehr möglich, denn das Bild ist noch gar nicht fertig.“ —

„Ein wundervolles Auge!“ —

Die Gräfin kehrte sich unruhig nach ihm um.

„Finden Sie das wirklich?“ —

„Die Baronin gilt als eine Schönheit von erstem Rang. Da ich sie nicht persönlich kenne, will ich wenigstens ihr im Bilde hulbigen.“ —

Die Gräfin wurde immer unruhiger. Ihre Brauen zogen sich zusammen, ein finsterner Troß lagerte sich um die Augen.

„Diese Lippe — Ihr Max arglos fort — haben Sie unnachahmlich gezeichnet. Sie erinnert an die schöne Ninon de l'Enclos.“ —

Max hatte wieder das Unglück, daß er, um die Klust zwischen sich und sie zu legen, wie er beabsichtigte, gerade das entgegengesetzte Mittel wählte. Er weckte die Eifersucht in Lucretien. Sie senkte den Fuß vom Sopha, griff hastig nach dem Porträt und warf es in eine Ecke.

„Sie soll an nichts erinnern. Was geht Sie die Ninon an!“ rief sie zornig.

Max sah jetzt ihre Gemüthsverfassung erst, ohne sie zu begreifen. Er mußte ein Ungeheiß begangen haben und suchte nach einem andern Gegenstand des Gesprächs.

„Da liegt eine Guitarre. Spielen Sie dies Instrument, Gräfin Lucretia?“ —

Diese lehnte sich wieder auf das Sopha zurück.

„Ich lieb es von meinem Hauswirth, um Accordstudien zu treiben. Verstehn Sie es auch zu spielen?“

„Ich erinnere mich, auf dem Gymnasium eine Caprice dafür gehabt zu haben. In den Flegeljahren schwärmt ja die Phantasie so gerne unter Balconen umher, wenn die Stillvergötterte auch nur der Bassisch des Klassenlehrers wäre!“ —

„Nehmen Sie das Notenblatt herüber — ich will Ihnen einen Accord zeigen — da, diesen! Den bekomm' ich nie in die Finger. Er liegt nicht bequem!“ —

Max sah über ihre Schulter und sagte:

„O doch, gnädige Gräfin. Wollen Sie ihn nur einmal versuchen?“ —

Er hob mit diesen Worten die Guitarre vom Boden auf und gab sie Lucretien in den Arm, die mit der rechten Hand den fraglichen Accord anschlug.

„So?“ fragte sie und blickte voll zu ihm auf.

Der junge Mann bog sich mit derjenigen Ruhe, wie sie einem Lehrer geziemt, etwas nieder, um die Hand der Gräfin in die seine zu nehmen.

„Eine kleine Wendung der Handwurzel wird diesen Griff wohl erleichtern. Erlauben Sie, daß ich die Hand richte? Sehen Sie, wie gut es geht — aber was ist Ihnen, Gräfin Lucretia?“ —

Aus dem Arm glitt ihr die Guitarre tönend zu Boden. Der Kopf sank mit geschlossenen Augen rückwärts in die ruhende Lage. In Maxens Hand zitterte die der Gräfin. Der die seine zuerst zurückzog, war er.

Langsam, unhörbar trat er einen Schritt von ihr hinweg und wußte nun auf einmal, was diesen schönen Körper so zittern machte, was diesen Busen durchtobte.

Er machte eine halbe Wendung und legte die Hand vor die Stirn.

„Und bin ich dazu hierhergekommen? sagte er zu sich selbst. Waren das meine Absichten, meine Vorsätze? Sie ist in der Gewalt meines Willens — ist nicht damit schon meine Aufgabe gelöst? Wäre sie das Weib meines Freundes nicht — vielleicht würd' ich mir jetzt nehmen, was mein geworden. Ich will hinweg — fort von Rodach — denn die Flucht ist das einzige Mittel, aus dieser Gefahr ohne den Schiffbruch meiner Ehre zu kommen. Wenn sich der Mann nicht beherrschen kann, wer kann es von Beiden sonst?“ —

Das waren ungefähr die Gedanken, die dem jungen Manne wie im Au durch den Kopf jagten.

Als die Gräfin die Augen aufschlug, stand er in ehrerbietiger Ferne, den Hut in der Hand. Dieser Anblick richtete sie empor:

„Sie wollen gehen?“ Sie strich mit beiden Händen über die Stirn, als wenn sie sich aus einer Welt von Visionen in's wirkliche Leben versetzen wolle. „Gehn Sie noch nicht, Herr v. R., wir dürfen ja nicht so auseinander gehn. Keine Musik mehr! Bringen Sie das Album dort — es sind Copien und Photographien aus den Gallerien Italiens.“

Max legte das Album in ihre Hände.

„Vielleicht können Sie mir manches erklären, was mir bisher wie ein Räthsel dünkte. Sehen Sie sich neben mich — da!“ —

Max zögerte. Sie bemerkte es. Mit fieberhaft gebieterischer Bewegung deutete sie auf den Platz neben sich: „Nehmen Sie Platz. Ich will es so! Ich will doch sehn, was ich wagen darf!“

Diese letzten Worte knirschte sie wie wüthend zwischen den Zähnen hervor.

„Pygmalion — sagte sie, das Album öffnend — in dessen Armen das Weib von Marmor lebendig wird — gestern verstand ich das auch noch nicht, und heute — — Medea, die ihre Kinder schlachtet aus Eifersucht — ist das nur denkbar?“ —

Sie starrte einen Augenblick vor sich hin, dann murmelte sie:

„Ich habe keine Kinder — aber der Maler — hat nicht gelogen! — Siehe da, ich bedarf keines Erklärers mehr — auch nicht mehr für jenes Küssen und Tödten.“ — —

„Hören Sie mich an, Gräfin Lucretia!“ —

„Was wollen Sie, Max? Was haben Sie mir zu sagen?“

„Was ich will? Den Tempel säubern, damit Graf Roderich sein Haus noch rein finde. Ihnen eine Geschichte erzählen.“ —

„Und wenn ich Ihre Geschichten nicht hören will? Glauben Sie denn, ich sei im Stande und sei auch Willens, etwas mehr zu hören als mein im Ohre brausendes Blut. Ich bin kein Kind mehr — gehn Sie mir doch mit Ihren Geschichten!“ —

Sie schleuderte das Album auf den Tisch und stand auf. Max folgte dieser Bewegung.

„Ich schwöre Ihnen, Gräfin, es ist das letzte Mal, daß Sie mich sehen werden. Darum hören Sie mich an, und zwar ruhig, wenn Sie's vermögen!“ —

„Was wollen Sie, Herr v. R.“ —

„Ihren Haß und Ihre Verachtung, bevor ich gehe. Sie sind das dem Gatten schuldig und sich selbst.“ —

Lucretia wandte sich langsam ihm zu. Er sah ihr Auge von unheimlichem Feuer lodern, als sie langsam begann:

„Und damit, glauben Sie, sei es abgethan? Sie wagen von Haß und Verachtung zu reden, als sei ich das Weib noch, das ich vor 4 Tagen gewesen? Die Leidenschaft, die ein ehernes Band um das Auge legt, läßt doch sonst noch eine Spalte offen für den Gegenstand, dem sie gilt. Muß ich Ihnen sagen, was Sie

mir geworden? Meine Scham und meine Vergangenheit unter die Füße treten und Ihnen sagen, was Sie gethan?"

Sie that einen Schritt nach dem Tische, schlug das Album auf und deutete mit dem Finger auf das Bild.

„Hier ist's gemalt — rief sie — nun reden Sie noch vom Hasse!“ —

„Pygmalion! rief Max, vor Schrecken den Arm erhebend. Es darf nicht sein, bei Allem, was Ihnen noch heilig ist, es darf nicht! Sie sollen mich hassen lernen. Ich will Ihnen sagen, was gegen Sie im Werke gewesen. Sie sollen —“ und damit schüttelte er den Arm wie drohend gegen sie — „Sie sollen mich hassen lernen!“

Plötzlich lag sie am Boden auf einem Knie, die Arme wie stehend nach ihm ausgestreckt.

„Max!“ rief sie, aber ein zweites Wort wollte nicht über die Lippen. Ihre Züge arbeiteten furchtbar.

„Hassen“ — und damit fand sie endlich die Sprache wieder. „Ja, lehre mich's, so will ich Dich anbeten wie meinen Heiland.“ —

Max hob sie auf und führte sie zum Sopha zurück. „Reihen Sie mir ein ruhiges Ohr, Frau Gräfin. Ich werde Sie nicht verlassen, bevor nicht Alles zwischen uns klar geworden.“

Lucretia richtete die Augen zu ihm empor. Es schimmerte feucht und sanft wie noch nie in diesen Sternen. Der Ausdruck ihrer Züge war Mitleid fordernd.

„Wenn Sie mir doch lieber nichts sagten! Was mich zum Weibe, was ich nie gewesen, machen kann, das weiß ich ja nun. Was könnten Sie nun noch wollen, als das Werk wieder vernichten, was Sie geschaffen?“ —

„Und das muß ich, Lucretia. Sie müssen mich hassen lernen, wie Sie Ihrem Gatten vergeben sollen.“

„Meinem Gatten?“ frug sie erstaunt. „Was hat dieser Kranke mit uns zu thun?“

„Eben von diesem Kranken handelt es sich. Sie müssen erfahren, wenn Sie es nicht schon wissen, daß die Glieder seines Geschlechts der Gefahr ausgesetzt sind, von irgend einer vom Wege der Gewöhnlichkeit abliegenden Idee ergriffen zu werden, und daß keine andre Rettung möglich ist, als diese Idee in ihrem Ziele zu zerstoren.“

„Aber diese Idee —“ fragte die Gräfin, mit dem Auge fast athemlos an seinen Lippen hängend.

„War die Frage, ob das Weib, dessen Tugenden die Welt besang, jeder sinnlichen Versuchung unzugänglich, ob sie, die seiner Großmuth nur die Existenz verdanke, wenn sie keinen Pulsschlag für den Gatten habe, auch eines solchen unfähig sei für jeden Andern. Er suchte mich hier in Rodach auf, um mir die Rolle eines Versuchers an seinem Weibe zuzumuthen. Und daß seine Wahl auf den einzigen Freund gefallen, war das einzig Gefunde an seinem Vorhaben. Er wußte sehr wohl, wem er die Ehre seines Hauses vertrauen durfte.“

Lucretia fuhr empor und warf die Arme wild in die Luft.

„Verrätherei an einem hilflosen Weibe? O Himmel und Erde!“ rief sie.

Sie schlug die Hände vor's Gesicht. So stand sie wie in den Marmor zurückgekehrt, aus dem sie geweckt war.

May näherte sich ihr.

„Ich fühl' es, sagte er ruhig, daß mich Ihr Auge nicht mehr sehn darf. Versuchen Sie es, der Welt wieder zu gelten, was Sie gewesen: das Heiligthum Ihres Gatten. Ich reife noch heute nach dem französischen Kriegsschauplatz. Roderich wird einen Brief von mir erhalten, in welchem ich die Vergeblichkeit meines Veruchs berichte. Soviel an mir liegt; soll er an seinem Weibe nicht Zweifel hegen. Er ist ein kranker Mann, Lucretia. Haben Sie Mitleid mit ihm und zwingen Sie sich, wenn Sie können, zu einer Bärtlichkeit, die ihn retten kann. Denn sein unseliges Experiment entsprang nur der Liebe zu Ihnen. Seinen Richter, wenn er einen verdient hat, mag er in seinem Gewissen suchen.“ —

May war gegangen. Lange noch stand Lucretia ohne Regung in derselben Haltung mitten im Zimmer. Dann sanken die Hände langsam vom Gesicht: es war wieder dasselbe, was es von jeher gewesen: das regelmäßige, schöne, plastische Antlitz einer jungen Eumenide. Was sonst noch ihre Seele fühlte, ihre Züge verriethen's nicht, höchstens die Worte, die sie jetzt vor sich hin sprach. „Er wird ihn wo anders finden!“ war die Erwiderung auf Mayens letzte Bemerkung. „Und so hätt' ich nichts als den Haß für's Leben, zu dem ich erwacht bin? Und nichts als die heißhungerige Wollust, die Niemand stillt, und die Mordsucht und die kreischende Wuth? Und alle diese Bestien, lagen sie nicht schablos schlummernd in ihrer Höhle? Und sie sollten nicht mit Lust hervorbrechen, seitdem die Hand jenes fliehenden Freiglings den Riegel wegshob?“ —

Sie that einen Schritt nach dem Tische und stützte sich ruhig darauf.

„Wahnwitz im Gehirn meines Gatten? Das zu erfahren hatte mir noch gefehlt! Mein Herz hatte verbundene Augen. Was der Finger in diesem Dunkel Kaltes berührte, konnte ja noch immer ein feuchter Stein, oder irgend etwas sein, was man ebenso gleichgiltig bei Seite schiebt. Aber zu erfahren, daß man auf einen menschlichen Cadaver —“

Sie sprach nicht aus. Ein Schauer lief über ihren Leib. Dann rief sie die Jose, ihr einen Wagen zu besorgen, der sie auf eine Stunde in die tiefste Tiefe des Waldes führen sollte. Zu dem, was sie brütete, brauchte sie keine Begleiterin.

9. Das Gerischt.

May zergrübelte sich den Kopf, wo auf seiner Seite die Schuld sei. Was hatte er dazu gethan, daß die Sinne dieses Weibes unter seinem persönlichen Einflusse erwacht waren? Der Augenblick, da er mit Schrecken bemerkte, daß er sinnlich zu empfinden begönne, war ja auch der Augenblick seines Entschlusses gewesen, durch eine offene Entdeckung dem ganzen Spiel ein Ende zu machen. War er der Sieger, weil er der Erste war, der diese Seele bekämpfte? Hätte er Roderichs Zumuthung abweisen sollen, auf die Gefahr hin, daß der Erste, Beste den Sieg, den er über das jungfräuliche Weib gewann, gewissenlos zu seinem Vortheile ausbeutete?

Es war sein Verhängniß, aber es war nicht seine Schuld.

Die Gräfin kehrte gegen 7 Uhr Abends aus dem Walde zurück. Ihr Aussehen war finster und bleicher wie sonst. Auch die wenigen Worte, die sie der Jose zu sagen hatte, schienen ihrer Gemüthsverfassung noch zu viel zu sein. Die Jose hatte Mühe, aus der knappen Fassung der Befehle den Willen der Gebieterin zu errathen.

Der schmerzende Fuß, der sich beim Aussteigen aus dem Wagen und auf dem kurzen Wege zum Zimmer fühlbar machen wollte, schien für die Gräfin nicht da zu sein. Dazu war ihr seelisches Leiden viel zu groß. Sie hatte außer nach frischem Wasser kein Bedürfniß, wie sie behauptete, ließ dem Hauswirth sagen, daß sie mit nächstem Morgen den Betrag der Miethe zu berichtigen wünsche, da sie mit ihrem Gemahle ohne Verzug abreise, und schloß sich dann in ihr Zimmer ein.

Selbst die sonst so nafeweise Jose wagte diesmal nicht, mit ihrer geschwägigen Art jubringlich zu werden.

Gegen 9 Uhr Abends trat Lucretia wieder aus dem Zimmer und befaß Marien, zwei Briefe nach der Post zu besorgen. Sie waren an Verwandte ihres Gemahls adressirt. Sie selbst besaß dergleichen Verwandte nicht.

Dann stieg sie zwischen den Häusern des Städtchens den Berg hinunter bis an das Bette der Rodach und setzte sich an eine Stelle des Ufers, wo der Waldbach mit ungewöhnlichem Borne über ein Felsstück tobte, so daß es schwer war, sich an dieser Stelle redend zu verständigen.

Am Himmel stand kein Mond. Die über den Bach hängenden Erlen machten die Nacht hier noch dunkler, als sie war. Außer einigen Rehen, die sich zur Tränke verspätet hatten, und über die Wiese nach dem Pache getraubt kamen, und außer dem Kauz, der weiter oben in den Felsen schrie, war kein lebendes Wesen in der Nähe. So saß Lucretia wohl eine Stunde, in ihre finsternen Gedanken verloren, ehe sie das Gemach wieder aufsuchte.

Als sie an die Hausthür kam, rollte oben vom Rathskeller ab ein leichtes Geräth in die Nacht hinaus. Die Lauschende legte die rechte Hand auf die Brust. Es konnte Max v. R. sein, der so eben Rodach verließ.

„Er ist gerettet!“ murmelte das Weib. „Um so sicher soll mir der Andre sein!“ —

Als Marie am nächsten Morgen schlüchtern an das Schlafzimmer der Herrin pochte, erhielt sie — es war um 8 Uhr — keine Antwort. Sie wagte zu öffnen und sah die Gräfin in demselben Anzuge, den sie gestern Abend noch spät getragen, auf dem Bette liegen. Bei dem Geräusch der Thür machte die Schläferin eine halbe Wendung, dann lag sie wieder ruhig und griff nur mit der Hand wie im Krampf in die Bettdecke.

Marie trat heran und rief sie.

Sie fuhr empor und sah sich wild um. Dann faßte sie den Arm der Jose, daß diese vor Schmerz fast aufgeschrien hätte, und rief:

„Du hast gelauscht! Du hörtest was ich im Traume sprach!“

„Ich, gnädige Gräfin?“ —

„Was sprach ich? Bekenne, Mädchen, was hab' ich im Traum gesagt?“ —

„Ich weiß es nicht. Bei meiner ewigen Seligkeit, ich trete so eben erst in dies Zimmer.“ —

Lucretia faßte sie einen Augenblick lang in's Auge, dann erhob sie sich vom Bette und zog die Uhr.

„In einer halben Stunde muß er hier sein!“ sagte sie vor sich hin.

Sie winkte die Jose ab und blieb abermals allein.

Als Graf Roderich am Rathskeller vorfuhr, war die erste Frage an den Wirth:

„Wo ist Herr v. R.?"

„Er ist zu Schiff nach Frankr —“

Der poetische Sanymed von Kobach vollendete nicht. Der Graf sah nicht danach aus, sich seine Belesenheit gefallen zu lassen, und er verbesserte sich schleunig:

„Er hat gestern Abend die Stadt verlassen. Dieser Brief ist an den Herrn Grafen zurückgeblieben.“ —

Roderich nahm ihn schweigend und steckte ihn in die Brusttasche.

Er glaubte schon zu wissen, was in dem Briefe stand. May war der Versuchung erlegen, weshalb wäre er sonst geflohen?

In diesem Gedanken lag so viel Gift, daß er die Logik aller übrigen mit zerstörte.

Vor Allem gehört dahin, daß er die Flucht Mayens als Freigebit auslegte. Und weiter galt es für den Unglücklichen als ausgemacht, daß auch Lucretia's Seele nicht unentwehrt geblieben sei. In diesem Wirbel von Gedanken erschien er bei der Gräfin.

Er hatte den Diener mit einem kleinen Reisekoffer vorausgeschickt, um ihr seine Ankunft zu melden.

Sie sah, als er eintrat, am Fenster in einen Sessel gelehnt und der Thüre nur die halbe Seite ihres Körpers zuwendend.

Ihre Kleidung war das blendend weiße Morgen-Regligé von gestern. Ihr Haar lag zum Theil hoch aufeinander geschichtet auf dem Kopfe und fiel zum andern Theile in einzelnen unordentlichen Strähnen über die Sessellehne und an den Wangen hinunter.

So hatte ihr Anblick etwas Unheimliches, und dieser Eindruck wurde noch vermehrt durch die unatürliche Kälte und Bewegungslosigkeit ihrer Züge. Nur die Unterlippe klemmte sich leicht zwischen die Zähne.

Sie hatte ein Buch vor sich und las.

„Lucretia!" rief Roderich sie an, erstaunt über die Art dieses Empfanges.

Sie machte bloß eine kleine Wendung des Kopfes und sagte:

„Ah gut, daß Du da bist. Ich lese Othello. Sage mir, was ist's wohl, das Dædemonia nicht um die Welt thäte?" —

Dem Grafen schwoh eine Stirnader. Er trat unwillig zu ihr und nahm ihr das Buch ab.

„Ich war abwesend. Hast Du keinen bessern Empfang für mich?" —

„Müdest Du erst abwesend sein, um mich todelang nicht zu sehn? Das wußt' ich wahrhaftig nicht.“ —

Sie lächelte! Wie eben dies Weib lächeln konnte.

Er verschluckte diese bittere Pille, die mit honigsüßer Kruste candirt war, noch einmal mit Geduld und erwieberte:

„Ich fühle Deinen Vorwurf, Lucretia. Aber es soll nie mehr geschehn. Ich habe diese Lippe zu lang mißachtet —“

Er neigte sich zu ihr herab. Sie aber drehte das Gesicht nach dem Fenster zu und hob ihm nur die Hand entgegen, deren Rücken er küßte.

„Und warum findest Du mich jetzt erst Deiner Beachtung werth?" waren die Worte, mit denen sie jene Bewegung ihres Halses und Halses begleitete.

„Es ist — antwortete der Graf — eine alte Reiseerfahrung: jede Ferne lockt und erfüllt mit Sehnsucht. Auch das, was in der Ferne daheim geblieben.“ —

„Heißt das nicht auch, daß jede Nähe ernüchtert?“ —

„Da sieht man, versuchte der unglückliche Mann zu scherzen — da sieht man, wie weit das arme Menschengehirn mit Sentenzen kommt. Deine Nähe bewirkt das Gegentheil.“ —

Die Gräfin antwortete nichts darauf. Sie sah eine Weile durch's Fenster in die Berge.

„An was denkst Du, Lucretia?“ fragte endlich der Graf.

„An Dich dacht' ich eben, Roderich.“ Sie wandte den Kopf wieder zu ihm und sah ihn mit stechendem Auge an, als sie fortfuhr:

„Was hat Dich so leidend gemacht? Du siehst aus, als hättest Du Gift genommen!“

„Mein Auge trinkt es eben, denn die Schönheit meines Weibes vergiftet mich,“ war die Antwort.

Sie lachte. Es war ihr Vergnügen eben, mit dem kalten Dolche im Fleisch eines Menschen umher zu fahren.

Sie sah beinahe liebenswürdig aus, als sie ihn scherzend fragte:

„Kann man nicht auch sagen, Du habest es von der Reise mitgebracht? Wer will behaupten, daß es von mir gekommen?“ —

Man sieht, sie hatte schon einen vollständigen Mordplan entworfen. Roderich konnte diese Worte sich natürlich nicht anders deuten, als daß sie scherzend gefragt, ob er ihr treu geblieben, ob nicht das Gift einer fremden Schönheit es ihm angethan habe. Der Unwille erfaßte ihn. Er wollte das Gespräch auf was Andres lenken:

„Womit hast Du Dir die Zeit vertrieben, Lucretia?“ —

• Sie deutete auf den Vogellkäfig, der an der Fensterwand hing, aber leer war.

„Siehst du nicht, daß der Zeißig entflohn ist?“ Das hatte nämlich gestern die Jose beim Füttern verschuldet.

„Dein kleiner Liebling?“ fragte der Graf. „Aber wie kam das?“

„Ich sperre den Käfig auf!“ war die Antwort in grenzenlos naivem, kindlichem Tone.

„Dann hast Du allerdings den Verlust verschuldet. Was brachte Dich zu diesem Einfall?“ —

„Das Thierchen hatte mich lieb, Du weißt es.“ —

„Es war zahm und an Dich gewöhnt.“ —

„Aber ich wollte sehn, ob es mich lieber habe als seine Freiheit.“ —

„Und es wählte die Freiheit?“ sagte Roderich lächelnd. „Das verdenk' ich ihm eben nicht. Man muß dem Naturtriebe nicht vorwiegend die Thür öffnen. Es liebte Dich, so lange es die Versuchung nicht erfuhr.“ —

Da stand die Gräfin auf und warf die schwarzen Haare nach hinten. Dann schritt sie haßblich mit dem höhnischen Wort an ihm vorüber: „Seit wann so weise, mein Herr Gemahl?“ —

Der Graf erschrak zum ersten Male bei dieser momentanen Eruption ihres Innern. Er vermochte nichts als zu stammeln: „Lucretia!“

Aber schon hatte der Panther das Haupt wieder in die Höhle zurückgezogen. Nichts war von außen zu sehn als ein reizendes, kindlich scherzendes Weib. Ihr

Auge war auf den Reisekoffer gefallen, der im Winkel stand. Sie kniete neben demselben nieder und schlug den Deckel zurück.

„Was hast Du mir mitgebracht?“ rief sie. „Darf ich sehn?“

„Da ist nichts für Dich drin,“ antwortete Roderich. —

„Wahrscheinlich Curiositäten, also wie Du sie für Dein Museum von jeder Reise mit heimgebracht. Ist kein Regerschädel da, der zum Trinkbecher geschnitten ist?“

„Warum das, Lucretia?“

„Wir würden auf unsre Liebe daraus getrunken haben. Was sind das für ein Paar alte Pistolen?“ —

„Ich kaufte sie in Schlesien, sie sollen dem Wallensteinischen Obersten Holt gehört haben.“ —

Lucretia stand auf und legte scherzend eine derselben auf den Grafen an.

„Sind sie geladen?“

„Wenn das möglich wäre, würdest du damit spielen?“ —

Sie lachte ihm in's Gesicht und warf die Pistole in die Ecke.

„Spielen? — Nein!“

„Aber Du sagtest mir noch nicht, wie Du in diesen Tagen gelebt hast. Wie hat Herr v. R. seine Cavaliersplichten an Dir erfüllt?“ —

Lucretia kniete von Neuem bei dem Koffer.

„Du bist sehr ungeschickt in der Wahl Deiner Freunde, mein guter Roderich. Max v. R. ist sehr ungalant. Aber sieh da, ein Dolch!“ —

Der Graf machte eine Bewegung des Schreckens.

„Nimm Dich in Acht, seine Spitze ist vergiftet. Die kleinste Wunde bringt in fünf Minuten den Tod. Wenn Du mich liebst, Lucretia, lege diesen Dolch aus den Händen!“ —

Sie betrachtete ihn neugierig, dann lächelte sie ihm zu.

„Laß nur! Mit der Gefahr zu spielen hat einen eignen Reiz. Eine Kreuzotter im Glasbehälter ist mir lieber als ein treuer Hund in der Freiheit.“ —

„Seit wann ist Dein Geschmack so pikant geworden?“ —

„Seit ich die Männer so ungalant finde, mein guter Roderich.“ —

„War Dir das an Max v. R. eine so unbequeme Eigenschaft?“ —

Des Grafen Blut fing an zu siedeln. Die Unruhe begann seine Seele wie mit Refseln zu peitschen. Er trat auf die Gräfin zu, packte ihren Arm und frug mit zusammengebissenen Zähnen: „Wie weit kamt ihr Beide?“ —

„Die Hand von mir!“ zischte Lucretia und stand auf. — „Hat Max v. R. mit Ihrer Erlaubniß an meine Seele geklopft? Mit Ihrer Erlaubniß mich zu einer Leidenschaft zu reizen gesucht, die meinen Gatten beschimpfen mußte? Mit Ihrer Erlaubniß, Graf?“ —

„Ich will es nicht leugnen!“ schäumte dieser, mit dem Fuße aufstampfend. „Antwort, Weib! Wie weit kamt ihr Beide?“ —

„So weit, Du wahnsinniger Narr!“ — war die Antwort — „daß nichts mehr übrig bleibt als die Ehre zu rächen, die Du Preis gegeben. So weit, Graf Roderich!“ — Und rasch auf ihn tretend, stieß sie die Dolchspitze nach seiner Brust.

„Was thust Du, Lucretia!“ rief er von Schrecken gelähmt und mit der Hand nach der unbedeutenden Wunde fahrend. „Weißt Du, daß ich des Todes bin?“ —

„Wie Du ihn schuldig warst!“ war die ruhige Antwort des Weibes, die den Unglücklichen mit keinem Auge verließ und mit ihrem fixirenden Blicke die Wirkung des Giftes zu beschleunigen schien.

Kein Nerv regte sich in ihrem Gesicht. Es war etwas wie Besriedigung im Ausdruck, als sie den Grafen seinen Zuckungen allmählig erliegen und zusammenbrechen sah.

„Ein Wort, Lucretia!“ rief er im Sinken aus. „Und wie Feuerflammen schießt es durch meine Adern — ein Wort nur, daß ich mit einem Troste von hinnen geh — wie weit kamst Du mit Herrn v. R.“ — Die Gräfin ging aus ihrer Haltung nicht heraus.

„Und doch wußtest Du so gut, warum mein Vogel die Freiheit wählte?“ war die Antwort.

„Weß meines Vorwipes! So ist Keine, die treu wäre. Es ist nicht eine!“ stöhnte der Sterbende. Noch zwei Secunden, und der Todeskampf war bestanden.

„Jede ist es, an die ihr glaubet!“ rief sie der Leiche zu. Dann wandte sie sich ab, warf den Dolch aus den Händen und stand überlegend.

„Ist dies ein Mord?“ waren ihre leise und langsam von den Lippen fallenden Worte, bis sie sich an den eignen Gedanken belebten und lauter wurden. „O nein! Die Priesterin treibt nicht Mord, wenn sie der Gottheit das Opfer schlachtet. Und ich that auch nicht mehr. Ihr Entweihten alle von meinen Schwestern: Jungfrau, die der freche Wüßling nur mit der flüchtigsten Silbe streifte; und du, Weib, die es in ohnmächtiger Scham mit anhören muß, wenn der berauschte Gatte mit ihrer Ehre Scherz beim Gelage treibt! Und du, heiliges Kinderohr, das aus den Worten elterlicher Roheit den ersten Begriff der Sünde sog: Ich habe für euch alle getödtet! Ich habe auch euch gerächt!“ — Dann klingelte sie. Der eintretenden Jose, die vor Schrecken über den Anblick laut ausschrie, befahl sie, augenblicklich den Ortsvorstand von Robach zu ihr zu bitten. Fast ohnmächtig taumelte das Mädchen über die Straße.

Zehn Minuten später trat ein ehrwürdiger Greis in's Gemach.

Erschüttert hörte er den Anordnungen der Gräfin zu. Dann sagte er:

„Es ist meine Pflicht, Frau Gräfin, daß ich Sie einstweilen verhaften lasse.“ — Ein Lächeln glitt über ihr Antlitz.

„Um der Hauptstadt einen Scandal für acht Tage zu liefern? Was weiß eure sogenannte Gerechtigkeit von der Seele des Weibes!“ —

Dann trat sie ruhig an den Tisch, wohin sie den Dolch geworfen, verwundete sich am Arm und sagte:

„Ich bin mir Richter allein genug!“ —

Kaiser Paul.

Tragödie von Friedrich Bodenstedt.

(Vierter und fünfter Akt.)

Vorbemerkung der Redaktion.

In den letzten Wintermonaten hat Friedrich Bodenstedt in Meiningen das Werk vollendet, woraus wir den Lesern hier eine bedeutame Probe mittheilen. Der Stoff lag dem Dichter schon Jahre lang im Kopf, ehe er Ruhe gefunden, ihn mit der Feder in der Hand künstlerisch auszugestalten. „Es wagte in meinem Gehirn“ — so schrieb er uns — „wie von geschmolzenem Metall, das nach Licht und Form rang, die sich nun leicht fand, so daß in ein paar Monaten Alles wie in einem Gusse fertig wurde.“ Lebendig leuchtet uns aus diesen Worten die schöpferische Begeisterung entgegen, die den Poeten bei seiner Arbeit beselte — und so war denn auch der Eindruck, den die Lectüre des Manuscripts bei uns entfachte, ein begeisterungswarmer, weihellvoll ergriffener. Mit dem vierten Akt beginnt die wirksamste Scenenreihe, die sich mit dramatischer Gesetzmäßigkeit von Moment zu Moment steigert und belebt, bis sie endlich im fünften Akt zu einem Höhepunkt von erschütternder tragischer Macht sich emporhebt. Wir theilen den vierten und fünften Akt mit und begnügen uns, durch einige den Zusammenhang vermittelnde Vorbemerkungen den Inhalt der ersten drei Akte kurz anzudeuten.

Die Tragödie spielt zu Anfang unseres Jahrhunderts und hat zum Mittelpunkt ihrer Handlung die Adelsverschwörung, welcher der mächtigste und unglücklichste Monarch seiner Zeit zum Opfer fiel. Man sieht, der Dichter hat sich einen spröden Stoff gewählt, um seine durchweg charakteristischen Gestalten herauszumeißeln, denn wer Paul und seine Umgebung bloß aus den landläufigen Geschichtswerken kennt, wird wenig poetisch Anmuthendes darin finden.

Der erste Akt eröffnet mit einer buntbelebten Straßenscene, welche in St. Petersburg zur Zeit des russischen Carnevals spielt und uns gleich mitten unter die Personen und Zustände versetzt, aus welchen die rasch fortschreitende Handlung sich entwickeln soll. Graf Pahlen, der Gouverneur von Petersburg, verkehrt mit den Leuten aus dem Volk auf eine Weise, welche zeigt, daß er ihr ganzes Vertrauen besitzt. Er bezeugt auf der Straße dem eben aus der Verbannung heimgekehrten Fürsten Platon Suboff, dem letzten Günstling Catharina's II., und aus den Worten, welche die beiden wechseln, erräth man schnell, daß Suboff nur auf Pahlen's Veranlassung heimberufen ist, der geheimnißvolle Zwecke mit ihm verfolgt. Unter den Carnevalsgruppen taucht ein deutscher Orgeldreher mit einer hübschen Begleiterin auf, die ein Bild trägt, welches Suworoff's berühmten Uebergang über die Alpen veranschaulicht. Unter den Zuschauern bemerkt man drei Invaliden, welche in dem Kampfe der Russen gegen die Franzosen in Italien verwundet wurden. Während der Orgeldreher dem

Volke das Bild erklärt, kommt ein an eine Stange gefesselter, nach Sibirien bestimmter Zug Gefangener vorüber, dem verschiedene vornehme Herren, darunter Generäle und Senatoren, wie eine Ehrenwache folgen. Man ersieht daraus, daß die Gefangenen keine gemeinen Verbrecher, sondern Männer aus den höhern Ständen sind, wegen ihrer politischen Gesinnung verurtheilt. Einer von ihnen bricht zusammen und Pahlen eilt, ihm beizustehen und seine Ketten lösen zu lassen. Schon vorher ist die Kaiserin, mit dem Großfürsten Alexander und dem kleinen Prinzen Eugen von Württemberg, aus dem festungsartig gebauten Michailowskischen Palaste her, welcher als der Schauplay der späteren Ereignisse, den Hintergrund der Scenerie bildet, über die Straße gekommen, und aus der Art, wie sie vom Volke begrüßt wird, sich mit den Invaliden unterhält u. s. w., ersieht man, wie sie beliebt ist und verdient es zu sein. Alles was man sieht und hört, macht den Eindruck von Zuständen, die nicht lange dauern können. Es liegt ein Gewitter in der Luft, das sich entladen muß, man weiß nur noch nicht wie. Unter den Herren, die den Sträflingszug begleitet haben, thut sich besonders ein junger Fürst Jaschowl hervor durch Aeußerungen, die verrathen, daß man auf ihn zählen könne, wenn sich's darum handeln sollte, durch eine entschlossene That einen Umschwung zum Bessern herbeizuführen. Als die Herren sich von Pahlen verabschieden, ladet er sie auf den Abend zu sich ein. Plötzlich ertönt Trommelwirbel; ein Herold erscheint und verliest einen kaiserlichen Auftruf: ganz Petersburg soll sich in Festwand kleiden und dem von seinen Siegen über die Franzosen heimkehrenden Feldmarschall Suwóroff einen feierlichen Empfang bereiten. Drei Tage hindurch soll gefeiert werden und alle Arbeit ruhn. Den Armen werden zu dem Zweck reiche Geldpenden des Kaisers verheißen. Das Volk wirft jubelnd die Mützen in die Höhe. Aber eine eingeleistete Französin, Madame Chevalier, Primadonna des französischen Theaters in Petersburg und geheime Agentin Bonaparte's, will von den Siegen der Russen über ihre Landsleute Nichts hören und hat deshalb mit dem Herold, der sie in ihr Haus zurücktummeln läßt, einen überaus komischen Austritt, womit die Scene schließt. Diese Madame Chevalier ist keine dem Stücke willkürlich aufgelebte komische Figur, sondern eine historische Persönlichkeit, welche mitbestimmend in das Schicksal Paul's eingreift. Ihr Geliebter, Graf Kutaissoff, ist des Kaisers Günstling, eine geschmeidige, aber gemeine Natur, ohne höhere Ziele, als sich, gleichviel durch welche Mittel, in der Gunst seines Herrn zu erhalten. Er empfängt seine Inspirationen von Madame Chevalier, die mit Napoleon correspondirt. So spinnt diese die Fäden, welche Rußland von England weg und hin zu Frankreich ziehen, sehr zur Unzufriedenheit des in seinem Handel und Verkehr dadurch geschädigten Volks.

In der zweiten Scene, die im Boudoir der schönen Fürstin Sagarin, der Freundin Paul's, spielt, enthüllt sich nun der Charakter des Kaisers in einer Weise, die uns alle seine Handlungen verständlich macht und uns zugleich ein tiefes Mitleid für ihn einflößt, weil wir sehen, daß er weniger durch eigene Schuld als durch seine grausamen Schicksale der mißtrauische und launenhafte Despot geworden, als welchen die Geschichte ihn schildert. Sein Vater wurde im Kerker erzwängt, seine Mutter stieß ihn von sich und ihre Günstlinge behandelten ihn mit verkehrendem Hochmuth. Bei dem liebebedürftigsten Herzen konnte er keinen Freund finden, weil Jeder, der sich ihm angeschlossen, dadurch in Ungnade bei seiner Kaiserin-Mutter fiel. So wurde er von früh auf bergestalt unterdrückt, überwacht und vereinsamt, daß er alles Vertrauen zu den Menschen verlieren mußte. In seinen Diensten befand sich ein bei der Erstürmung von Bender gefangener junger Türke, der in niedriger Stellung und ebendeshalb unbeargwöhnt von der Kaiserin, sich ihm so angenehm zu machen wußte, daß Paul ihn nach Catharina's Tode zu den höchsten Würden im Staate erhob. Er glaubte, daß dieser Günstling, der ihm Alles verdankte, ihm nicht untreu werden könne. So geschah es, daß der in den Grafenstand erhobene Kutaissoff der mächtigste Mann im Reiche wurde, von aller Welt gehaßt, aber vom Kaiser geliebt und überall bevorzugt.

Paul, von seiner Mutter nicht zum Throne bestimmt und immer von den Regierungsgeschäften fern gehalten, war, als ihn das Schicksal dennoch zum Kaiser machte, der übermenschlichen Aufgabe nicht gewachsen, unumschänkter Herrscher eines so ungeheuren Reichs wie Rußland zu sein, und mußte naturnothwendig unter der Last zusammenbrechen. Es fehlte ihm, wie ihn der Dichter sich vor uns entwickeln läßt, weder an Geist noch an Kenntnissen, noch an Thätigkeit und redlichem Willen, auch nicht an großen Zügen des Hergens und blyhartigen Einfällen, womit er die eigenen Schwächen beleuchtet:

Wir kennen unsre Schwächen, schmeicheln ihnen,
Stehn denkend über, handelnd unter ihnen,
So mit uns selbst in stetem Widerspruch,
's ist seltsam! . . . "

Aber Alles kommt bei ihm immer zur unrechten Zeit und am unrechten Orte zum Vorschein. Wir sind mit dieser Bemerkung schon in den zweiten Akt hinübergesprungen, der in spannendster Weise den Schicksalsknoten schürzt, welcher im raschen Fortgang der Handlung immer fester geschnürt, und nicht mehr gelöst sondern nur durchschnitten werden kann. Die Verschwörung hat schon bestimmte Umrisse gewonnen, aber zwischen ihr und dem Kaiser steht eine ehrsüchtgebietende Gestalt, der greise Feldherr Suwóroff, der gute Genius Rußlands und die Stütze des Thrones. Man fühlt, daß dem Kaiser kein Haar gekrümmt werden kann, so lange er versteht Suwóroff festzuhalten. Der alte Feldmarschall ist auf dem Heimmarsch krank geworden, muß in Krasau liegen bleiben und so wird dem Kaiser und dem Volke die Freude verdoeben, ihn als Triumphator in Petersburg einzziehen zu sehen. Paul, unglücklich darüber, schreibt ihm einen rührenden Brief und glaubt ihn recht zu ehren, indem er Kutaissoff als den vermeintlich würdigsten Stellvertreter der kaiserlichen Person, mit dem Briefe und Geschenken zu ihm nach Krasau schickt, um ihn als Erster auf der Heimkehr zu begrüßen. Aber aus den Worten Suwóroff's, als ihm der kaiserliche Abgesandte angemeldet wird: „Die Botschaft ist mir lieber als der Voté,“ tönt es uns wie unheilverkündendes Donnerrollen entgegen. Der alte Feldherr hat mehr als Einen Grund, dem intriganten Günstling, der ihm oft die Wege durchkreuzte, zu grollen. Er empfängt ihn mit kühler Höflichkeit, küßt Brief und Geschenke des Kaisers ehrsüchtvoll, thut aber als ob er von einem Grafen und General Kutaissoff gar nichts wisse und bringt diesen durch Kreuz- und Querfragen dahin zu bekennen, daß er derselbe Kutaissoff sei, der einst als Lalai in den Diensten des Großfürsten Paul gestanden. Darauf ruft Suwóroff seinen alten, überaus drolligen Diener Jilla herbei, zupft ihn am Ohr, und stellt ihm den mit Großkreuzen besäeten Grafen Kutaissoff als leuchtendes Beispiel vor, was aus einem Diener werden könne, wenn er nicht tränke, lüge und betrüge.

Der Bericht, den Kutaissoff, nach Petersburg zurückgekehrt, über seinen Empfang macht, entscheidet Suwóroff's Schicksal. Er wird aller seiner Würden und Ehren entkleidet und auf sein kleines Landgut Kantschansk verbannt. Mit ihm sinkt des Kaisers letzte und mächtigste Stütze. Diese Vorgänge bilden den Inhalt des dritten Aktes, der bis zum Höhen- und Wendepunkte des Drama's führt und auch eine große Scene zwischen der Kaiserin und der Fürstin Gagarin enthält. Schon früher hat Pahlen den Großfürsten Alexander für die Sache des Geheimbundes, der angeblich Nichts bezweckte als Kutaissoff zu entfernen und Alexander zum Mitregenten zu machen, zu gewinnen gesucht, aber ohne andern Erfolg als ihn zu bewegen, maskirt wie alle Andern, einer Sitzung des Geheimbundes beizuwohnen, um ihm so unerkannt gleichsam in's Herz zu sehen. Einen energischen Förderer seiner Pläne hat Pahlen in dem General von Bennigsen, einem geborenen Hannoveraner, gewonnen, der in Folge eines Conflict's mit Kutaissoff vom Kaiser verbannt, aber von Pahlen in Petersburg heimlich zurückgehalten wird. Dem Kaiser sind durch Kutaissoff Pahlen's Umtriebe zeitig genug offenbart worden, aber dieser hat dem Monarchen klar zu

machen gewußt, daß er es nur aus Klugheit scheinbar mit den Verschworenen halte, um sie desto sicherer in der Hand zu haben. So kann er denn sein Spiel ganz offen treiben, wenn auch unter Schwierigkeiten aller Art, die sein erfindereicher Geist immer überraschend zu lösen weiß. Lassen wir nun den Dichter selbst reden.

Vierter Akt.

Erste Scene.

(Zimmer mit dunklen Tapeten. Eine Thüre rechts und eine Mittelthüre, welche in ein anderes Zimmer führt. In der Mitte der Bühne ein langer Tisch mit schwarzer Decke und zwei Armleuchtern, welche das Zimmer nur schwach erleuchten. Zwischen den Armleuchtern ein Kreuzigt und ein Lehnstuhl. Zu beiden Seiten des Tisches vier hohe Stühle; oben ein Stuhl für den Vershörenden. Beim Aufgucken des Vorhanges steht man vier Verschworene auf der Bühne; vier andere treten nach einander durch die Thüre rechts ein. Alle tragen schwarze Domino's und Masken.)

Erster Verschworener
(die Versammlung musternd).

Wir sind nur Acht beisammen; Einer fehlt.

Zweiter Verschworener (Jaschwil).
Der hat wohl auf dem Hofball sich verspätet —
Und kommt noch nach.

Dritter Verschworener (Suboff).
Wenn's kein Verräther ist.

Jaschwil.

Verräther oder nicht, mir gilt es gleich.
Wer Furcht hat, bleibe unserm Bunde fern;
Doch Vorsicht ist von Furcht zu unterscheiden,
Und eine Strafe, wie sie Mercurius erfährt,
Wird mich nicht treffen.

(Gleichen Tische ziehend.)

Dafür sorgt mein Dolch.

Erster.

Fort mit dem Dolch. Wir brauchen keine Waffen.
Ich habe mich für Ihre Sicherheit
Verbürgt, und hoffe, daß man mir vertraut!
Und damit Jeder mich erkenne, nehm' ich
Die Maske ab. Die andern Alle bleiben
Verhüllt; ich trage die Gefahr allein.
(Er enthüllt sich als Graf Pahlen.)

Doch nun auf Ihre Plätze, edle Herrn!
Die späte Stunde mahnt uns, zu beginnen.
(Pahlen setzt sich auf den oben alleinstehenden Stuhl;
die Andern nehmen zu beiden Seiten des Tisches Platz.)

Zweiter.

Was soll das Kreuzigt hier auf dem Tische,
Und was der Lehnstuhl?

Pahlen (aufstehend).

Uns Mahnung sein,
Daß wir zu erstem Rath versammelt sind,
Den Tod in zückerter Gestalt vor Augen.

Aus diesem Schälchen grüßt der Tod uns an
Hohlhändig, lächeln, stumm, ein Hohn des Lebens,
Ein Schreckbild ohne Hoffnung, Trost und Weisheit.
Doch wenn wir auf das Bild des Heilands sehn,
Das Schmerzverklärte mit der Dornenkrone,
So ist's, als wüchsen unserm Geiste Schwingen;
Es ruft uns zu: Tod, wo sind Deine Schrecken?
Und es gemahnt uns, so zu leben, daß
Der Tod ein höheres Leben uns erschließt. —
Dem Beispiel des Erlösers folgen wir,
Wenn wir nach unsrer Kraft erlösend wirken
Und selbstlos uns dem Heil des Volkes opfern.
In diesem Sinn eröffn' ich die Beratung.
(Setzt sich wieder.)

Suboff (lehrt sich).

In gleichem Sinn erbitt' ich mir das Wort.
Dies Volk, einst frei, doch viel- und weiterspaltet,
Beim Ackerflug ein friedlich Leben führend,
Ward erst zum Kriegervolk durch äußre Feinde,
Die das zerstücktete leicht unterjochten
Und durch Jahrhunderte im Knechtschaft hielten.
Durch Zwang geküßelt, durch schweren Druck
geeinigt,

Zerstreut' es seine Fesseln und ward bald
Ein Schrecken seiner Feinde; aber frei
Nach außen, beugt' es süßsam seinen Nacken
Daheim in's Joch der machterstarken Fürsten,
Die jeden Aufspruch alter Freiheitstriebe
Durch Kriegszug überdünnt und ersticken.
So blieb's bis heute, und nie sah die Welt
Ein Volk, das treuer hielt zu seinem Herrn.
Doch wie ein Roß, das gern vom sichern Reiter
Sich lenken läßt, aufbäumt und um sich schlägt,
Bermüht es die gewohnte feste Führung
Und sieht von fremden Händen sich gezerret,
Geschlagen und bedrückt, — so jetzt das Volk . . .
(Man hört plötzlich heftiges Pochen an der Thüre.)

Dritter.

Wir sind verrathen!

(Alle erheben sich bei wiederholtem Klopfen.)

Pahlen.

Borgen Sie sich dort
Im Zimmer, während ich die Thüre öffne;
Droht hier Gefahr, so trifft sie mich allein.
(Alle Verhüllte verschwinden geräuschlos durch die

Mittelthüre. Pahlen öffnet die Thüre rechts, durch welche Paul und Kutaisoff eintreten, Beide verdammt.)
Wer in so später Stunde heischt noch Einlaß?

Kutaisoff.

Zwei Wissende.

Pahlen.

Das übersteigt die Zahl,
Drum muß der Eine ein Verräther sein.

Paul.

Du zeigst Dein wahres Antlitz, Pahlen; sieh
(Die Maske abnehmend.)

Das meine auch. Dein Kaiser steht vor Dir.

Pahlen (sich ruhig bemessend).

Und was befehlen Eure Majestät?

Paul.

Ich komme, der Berathung beizumohnen,
Um selbst zu hören, was der Bund bezweckt.
Den ersten Redner hört' ich schon, und bin
Begierig, auch die Andern zu vernehmen.

Pahlen.

Dem Herrn des Reichs erschließt sich jede Pforte,
Wenn er als Herrscher kommt; doch wer wird

wagen,

So frei zu reden vor der Majestät
Wie im geheimen Bund?

Paul.

Man wird mich nicht
Erkennen, wenn ich mein Gesicht verhülle.

Pahlen.

Wie Eure Majestät befehlen, doch
Neun Stühle stehn dort für neun Wissende,
Und wenn ein Zehnter unerwartet kommt,
Wird Jeder leicht ersatzen, wer es ist.

Paul.

Das hast Du nicht wohl überlegt, Kutaisoff;
Wo blieb nur Deine Klugheit? Geh' nach Haus;
Ich bleibe hier.

Kutaisoff.

Doch, Majestät . . .

Paul.

Geh', sag' ich;
Sei unbesorgt um mich! Du siehst zu schwarz.

Pahlen.

Herr Graf, hier ist die Thür.

(Kutaisoff hinausemplimentirend und die Thüre sofort
hinter ihm schließend.)

Jetzt, Majestät,

Bitt' ich, die Maske vor! Hier ist Ihr Platz.
(Dem Kaiser den untersten, früher leer gelassenen
Stuhl anweisend.)

Paul (an die Stuhlreihe gehend).

Ganz unten? Gut. Das paßt zu der Verummung.
Ich nehme Platz erst wenn die Andern kommen.

Doch höre, Pahlen, daß Du nicht verräthst
Von meiner Gegenwart!

(Den Finger drachend erhebend.)

Sonst . . . Doch Du kennst mich.

Pahlen (öffnet die Mittelthüre und ruft mit lauter
Stimme hinein).

Zu Ihren Plätzen, bit' ich, meine Herrn!

(Die Verdamnten kommen wieder zum Vorschein.)

Der Neunte ist gekommen; keine Gründe

Für die Verspätung haben mich befriedigt.

(Alle legen sich zugleich mit dem Kaiser.)

Jetzt fahren wir in der Berathung fort.

Su Hoff (sich wieder erhebend).

Ich sprach zuletzt, daß Volk mit einem Roß
Vergleichend, dem die feste Leitung fehlt.

Der Kaiser liebt das Volk, das Volk liebt ihn,

Es kennt sein edles Herz, den guten Willen,

Es zu beglücken. Doch der Kaiser kennt

Sein treues Volk nicht mehr, seit Zwischentweder,

Um unerbiente Gunst Schlaun zu erhalten,

Sein Auge trüben, ihn mit Mißtraun fällen,

Durch tausend Kleinlichkeiten ihn verwirren,

Daß er den Blick auf's Große ganz verliert,

Der ihm sonst eigen war — durch Schmeichelei

Sein Ohr, durch Trug sein Urtheil so veräulen,

Daß ihn der Wahrheit Stimme fremd erscheint.

Die Krone gleicht jetzt einem hohen Baum,

Der allem Volk einst Frucht und Schatten gab,

Bis gierige Raupen Frucht und Laub verdarben.

Drum gilt's, das Ungeziefer zu vertilgen,

Daß neu der Baum uns Frucht und Schatten

spende.

Mit seinem Kaiser weiß das Volk sich Eins,

Mit den Kutaisoffs nicht! Drum ist mein Rath,

Durch erste Vorstellung dies Kund zu thun,

Und dann erst über Weitres zu beschließen,

Wenn dieser erste Schritt erfolglos bleibt.

Paul (sich erhebend).

Ein Feldherr, der des Gegners Pläne kennt,

Wird keine eignen Pläne darauf gründen.

Des Kaisers Ziele kennen wir: er will

Ordnung im Innern schaffen, wo sie fehlt,

Weil seit des großen Peter's Zeit der Drang

Nach Ausdehnung das Innre ganz gerrüttet.

Dies Land, des Riesentörpels die Natur

So wunderbar geformt, daß es schon größer

In seiner Kindheit Steppenwiese war,

Als andre Reiche auf des Wachstums Höhe —

Dies Rußland, das mit jedem Athemzuge

Sichtbarlich zunahm und, wo es die Arme

Ausstreckte, immer festhielt was es faßte.

Ist krank im Herzen durch zu rasches Wachsen,

Und braucht zur Heilung Sammlung, Ruh' und

Pflege.

Wer Wunden schlägt, erwirbt mehr lauten
Ruhm

Als wer sie heilt, und was unkundigen Augen
Als Kleinigkeit erscheint, kann Segen bringen,
Wo scheinbar Großes nur Verderben wirkt.

Suboff.

Wir aber spüren von dem Segen nichts:
Aus tausend Wunden blutet unser Land
Im tiefsten Frieden.

Paul.

Weil der Friede erst

Die Wunden aufdeckt, die der Krieg geschlagen.

Suboff.

Des Krieges Wunden sind die schlimmsten nicht,
Denn keinen Krieg noch haben wir geführt,
Der nicht mehr Vortheil als Verlust uns brachte.

Jaschwil.

Bis auf den letzten! der uns nichts gebracht
Als diese Schmach, daß unser großer Feldherr,
Der größte dieser Zeit, — dazu ein Mann,
Des Geiſt ſo blihend wie ſein ſiegreich Schwert,
Und deſſen Herz ſo ſchlägt für Thron und Volk,
Daß alles Höchſte ſich in ihm vereinigt,
Was rühmendwerth, wenn man von Rußland
ſpricht, —

Daß dieſer Mann, ſag' ich; der Stolz des Volks,
Nach langer, ſonnengleicher Ruhmesbahn
Nun plötzlich ſo verunkelt werden ſoll, —
Daß dieſer Greis in ſeiner ſchlichten Größe
Den Rücken eines Stanes weichen muß.

Paul.

Hoch hat der Kaiſer dieſen Mann geſtellt.

Jaschwil.

Nur um ſo tiefer ihn herabzuſtürzen!

Paul.

Weil er des Kaiſers Majestät beleidigt
In ihrem Stellvertreter.

Jaschwil.

Stellvertreter!

Kutaiſſoff unſres Kaiſers Stellvertreter!
Das eben iſt's, was ſo viel Unglück ſchafft
Im Volk, daß ſolche Stellvertretung möglich!
Bedientenheilen bleiben was ſie ſind,
Auch wenn man ſie in Gold und Purpur hält.
Kein hoher Titel adelt niedern Sinn,
Der ein geborner Feind iſt alles Großen.
Das Hohe kann ſich nicht Gemeinem beugen
Und das Gemeine Hohes nicht erniedern.
Verunkeln kann der Staub wohl auf ein Kurzes
Den Sonnenglanz, ihn aber nie erſehen.

Paul.

Der Staub fällt wie das Sonnenlicht in's Auge,
Doch nicht ſo leicht wie Staub und Sonnenlicht
Läßt Hohes ſich vom Niedern unterſcheiden

1. 4.

Im Menſchengeiſt. — Der Sohn des Zimmermanns

Galt auch als niedrig ſeinem Volk, und iſt
Doch König aller Könige geworden.

Der Gott, der ihn in menſchlicher Geſtalt
Zur Welt geſandt als Heiland, iſt derſelbe,

Der auch die Fürſten über Völker ſetzt
Als ſeine Stellvertreter, und ihr Walten

Iſt mit gemeinem Maßſtab nicht zu meſſen.
Wenn ſich der Kaiſer einen Freund erſucht,

Der Andern nicht gefällt, iſt das kein Grund,
Ihn zu verſtoßen.

Jaschwil.

Doch wenn dieſer Freund

Des Kaiſers allem Volk zum Feinde wird,
Das Böſe fördert und das Gute hindert,
Als Raupe an dem Baum der Wohlfahrt nagt
Und ſich in Aug' und Ohr des Kaiſers ſetzt,
Ihn blind und taub zu machen für das Rechte,
So iſt das Grund genug, ihn abzuschütten.
Ich bin erſtaunt, daß Einer unſres Bundes
Hier für Kutaiſſoff ſo zu reden wagt,
Da meine Wange mir vor Zorn noch glüht
Ob ſeines neuſten Trevels.

Paul.

Welchen Trevels?

Jaschwil.

Den Schlag mein' ich, der unſern Feldherren traf
Und alles Volk mit ihm. Kutaiſſoff freigt,
Wo ein Suworoſſ ſitzt.

Paul.

So würden Sie

Vor Ihrem Kaiſer nicht zu reden wagen.

Jaschwil.

Wenn mich der Kaiſer hören wollte: ja!

Paul.

Er ſteht vor Ihnen und hat Sie gehört.

(Paul nimmt die Maske ab. Bewegung unter den Beſchautenden. Sie ſich Alle erheben und vor dem Kaiſer vorbeugen.)

Jaschwil (ebenfalls die Maske abnehmend).

Ich ſehe frei der Majestät in's Auge
Und nehme nicht zurück was ich geſagt.
Nur auf des Vaterlandes Wohl bedacht,
Kam ich hierher, im Bund mich ſicher wähnend,
Doch auf Verrath geſagt. Wir ſind verrathen;
Rag der Verräther keinen Lohn empfangen.
Ich tauſche nicht mit ihm; denn wo Verrath
Belohnt wird, da iſt Strafe ehrenvoll.
Dram klag' ich nicht um mich, ich klage nur,
Daß ſich in Rußland jetzt Verräther finden,
Was früher nicht ſo war.

Paul.

Kennſt Du Verräther

20

Den, der, besorgt um seines Kaisers Wohl,
Das Wert der Nacht enthüllt, das ihn bedroht?

Jaschwil.

Verräther nenn' ich Den, der uns verrieth;
Und da ich weiß, daß meine letzte Stunde
Bald schlagen wird, will ich mein Herz ausschütten
Bis auf die Nage. Wer in dieser Zeit
An sich nur denkt, der zieht sich klug zurück,
Um dem Verrathe nicht in's Ney zu fallen;
Wer nicht verbannt wird, der verbannt sich selbst.
Hier unter uns ist Keiner, der nicht Schweres
Erhalten schuldblos. Diesem ward ein Bruder,
Und Dem ein hoffnungsvoller Sohn entrisen;
Den zwang man auf der Folter zu gestehen,
Was er nicht wußte; Den ließ man im Kerker
Verbrechen bösen, die er nie begangen.
Die reinste Unschuld selbst: die liebliche
Nadina Rudnew, dieses Hauses Tochter,
Erlag der unsichtbaren Hefershand,
Die täglich neue Opfer fordert.

Paul.

Was

Ist mit Nadina? Sie ist todt, sagst Du?

Jaschwil.

Das Schicksal des ihr jüngst verlobten Nermes,
Den sie mehr liebte als sich selbst, hat ihr
Das Herz gebrochen. Graf Rutaisoff mag
Sich seines Opfers freuen, — wir aber trauern,
Dah dieses holde Leben ausgehaucht,
Und Alle, die sie kannten, trauern mit.

Paul.

Auch ich! — Ich wußte nichts von ihrer Liebe
Zu Nermes, doch nicht Rutaisoff trägt die Schuld
An ihrem Tode, der mich tief bewegt —
Denn Nermes fiel durch gerechten Richterspruch.

Jaschwil.

Er fiel durch Graf Rutaisoff's Kreaturen!
Er war so schuldblos wie Nadina selbst.

Paul.

Wenn ich das wüßte, würd' ich auf den Knien
Gott um Verzeihung bitten für die Schuld.
Ich unterschrieb das Urtheil seiner Richter.

Jaschwil.

Und diese Richter haben falsch gerichtet.

Paul.

Jaschwil, was wagst Du!

Jaschwil.

Alles, Majestät,
Was man im Angesicht des Todes wagt,
Um Andere durch den eignen Fall zu retten.

Paul.

Es giebt noch härtere Strafen als den Tod.

Jaschwil.

Davor schützt mich mein Dolch!

(Er greift nach seinem Dolche, aber Pahlen, der ihn
scharf beobachtet und sich eben hinter ihn gestellt hat,
faßt ihn bei beiden Armen und hindert ihn, von dem
Dolche Gebrauch zu machen.)

Paul (während Jaschwil sich von Pahlen loszumachen
faßt).

Entwaffnet ihn!

(Es gelingt den beiden Rückstehenden, Jaschwil zu
entwaffnen.)

Gebet mir den Dolch.

(Pahlen bringt dem Kaiser den Dolch.)

Jaschwil, jetzt bist Du frei!

Doch lüte Dich hinfort vor meiner Rache,
Was Du gesprochen, sei Dir ganz verziehn.
Du hast Gesicht und Herz vor mir enthüllt:
Die Andern hatten nicht den gleichen Muth.
Wenn Kratschshéjeto kommt, wird der Ver-
mummung

Wohl bald ein Ende sein: und er kommt bald
Begleit' mich, Pahlen. Gute Nacht, ihr Herrn!
(Paul und Pahlen rechts ab.)

Suboff (seine Waack abnehmend).

Wenn Kratschshéjeto kommt, sind wir verloren,
Drum säumen wir nicht, ihm zuzuvorkommen.

Alexander (vorsetzend und seine Waack
abnehmend).

Gerad die Masken, meine Herrn, daß Jeder
Gleich wie ich selbst sein Antlitz offen zeige!
(Alle nehmen die Masken ab und verbeugen sich tief
vor dem Großfürsten.)

Ich will nicht heimlich hier getarnt sein,
Als Sohn des Kaisers, Erbe seines Thrones,
Des Volkes Hoffnung und der Wahrheit Freund.
Was ich gehört, hat so mein Herz gehalten,
Dah ich zwispältig fühle, und mein Denken
Sich mit des Fühlens Doppelströmung theilt.
Hier winkt mein Vater, dort mein Vaterland —
Ich kann und will nicht Eins dem Andern opfern,
Und zwischen beiden gähnt die tiefe Kluft,
In die ich schauernd blicke. — Noch bin ich
Zu tief erregt, um Alles klar zu sehn;
Der Riß, der mir durch's Herz geht, lähmt
mein Urtheil.

Doch wie ein Strom, des voller Lauf, gespalten
Durch Inseln, sich später wieder eint,
So werd' ich bald mich selbst ganz wiederfinden
Und dann zu Ihnen feste Stellung nehmen.
Dum, was auch kommen möge, kein Geheimniß
Sei zwischen uns und keine Heberteilung —
Und so mit Gott auf baldiges Wiedersehn!

(Der Zwischenvorhang fällt.)

Zweite Scene.

(Auf Suworoff's Landgut Kantschinsk im Gubernement Kamsarob. Einfaches Zimmer; geschlossene Decoration mit Mittelthüre. Im Hintergrunde links ein großer russischer Ofen; rechts ein Schrank. In der Ecke ein Heiligenkreuz mit braunem Bilde auf Goldgrund; davor ein brennendes Lämpchen. In beiden Seiten des Zimmers Fenster. Links, etwas entfernt, ein größerer Schreibtisch, an welchem Suworoff, der schon sehr gedrehten ausseht, in einem Stuhle sitzt, mit Falteln und Siegeln von Briefen beschäftigt, auf welche er dann die Adressen schreibt, während Filka im Vordergrund sich abmüht, mit dem Beile eine Kiste auf dem Boden liegende Ritze zu öffnen. An der rechten Seite des Schreibtisches steht noch ein Lehnstuhl. Suworoff und Filka so einfach gekleidet wie zu Anfang der dritten Acte.)

Suworoff.

Die Kiste kam nicht mit der Post?

Filka.

Rein, Durchlaucht; Ein schöner junger Herr fuhr vor im Schlitten, Gab mir das Ristchen abzuliefern, sagte: Er sei ein guter Freund vom gnädigen Herrn Und werb' in einer Stunde wieder kommen.

Suworoff.

Nach seinem Namen fragst Du nicht?

Filka.

Jawohl!

Doch gab er keine Antwort, sahte mich Beim Schopf und fragte, ob ich nicht der Filka wäre.

Ja, sprach ich, gnädiger Herr, der bin und bleib' ich,

So lang es Gott gefällt! — Er lächelte, Doch nur so obenhin — die Augen sahn Ganz Traurig dabei aus — und freundlich legt' er Die Hand auf meine Schulter.

(Nach einer Pflanze greifend.)

Halt! Dich hab' ich,

Du schwarze Bestie.

Suworoff.

Sagt' er das zu Dir?

Filka.

Rein, Durchlaucht, ich sing eben eine Pflanze, Die ich schon lange auf dem Strich hatte: Es war der große Brummer, der sich vorherin So frech auf Euer Durchlaucht Nase leckte.

Suworoff.

Wir blieben bei der Hand auf meinem Rücken.

Filka.

Ach so! Dann fragt' er mich gar herzlich aus, Wie's Durchlaucht gehe — so voll Mitgefühl, Wie wenn ein Sohn zum kranken Vater kommt.

Suworoff.

Und das war Alles?

Filka.

Ja, dann fuhr er weiter.

Suworoff.

Und seinen Namen hinterließ er nicht?

Filka.

Rein.

Suworoff.

Auch für Dich nicht eine Kleinigkeit In Deine immer offene Hand?

Filka.

Rein, Durchlaucht!

Von einer Kleinigkeit kann ich nicht reden: Er gab mir dies.

(Einen wohlgefallenen Geldbeutel hervorziehend.)

Suworoff.

Man pflegt doch sonst zu sagen:

„Der Diener wie der Herr“; hier trifft's nicht zu.

Filka.

Rein, das weiß Gott! Wenn ich Feldmarschall wäre,

Ich wohnte nicht in solchem Bauernhaus. Was hätten Durchlaucht Schätze sammeln können,

Bei Polen, Perlern, Türken und Franzosen! Dem Sturm auf Jemal, wo alle Schätze

Des Türkenreichs in Ihre Hände fielen, Und jeder Feldsoldat die Taschen füllte,

Rahm Durchlaucht nichts, als einen mageren Schimmel

Für Ihr erschossenes Pferd als Beute mit.

Suworoff.

Ja, bei dem alten Schimmel wick's wohl bleiben, Wenn man von meiner Kriegesbeute spricht.

Du hast Dich besser vorgelesen.

Filka.

Ich bin

Auch nur ein dummer Kerl, ein armer Schlucker, Der etwas spart für seine alten Tage.

Suworoff (aufstehend).

Wird bald der Deckel von der Kiste kommen?

Filka (den Deckel löschend).

Die Nägel sahen sehr wie Teufelsklauen.

Jetzt ist der Deckel los.

(Bestpapier vernachlässigend und auf den Boden werfend.)

Was? Lauter Bücher?

Und auch ein Bild?

Suworoff.

Pack' Alles sorgsam aus

Auf einen Stuhl.

(Filka halt einen Stuhl herbei, stellt das Bild mit der Vorderseite gegen die Lehne und packt die Bücher davor; der Herr, dem das Gehen sichtbar schwer wird, tritt herzu und nimmt einige Bücher in die Hand.)

Was sind das nur für Bücher?

Weim Himmel! lauter Werke über mich:

Ein Buch aus Rudolfsbad, von Sulpink,

Mit meinem Bild davor! Erkennst Du das?

(Filla nickt und sieht seinen Herrn groß an.)

Ein aus Turin, ein anderes aus Venedig;
Ein viertes gar aus Moskau, und ein fünftes
Aus London; so folgt uns der Ruhm in's Haus.

(In einem Buche blätternd.)

Da kommt — ich bin nicht aufgelagt zum Lachen,
Hier aber halte sich wer kann — da kommt
Wahrhaftig auch mein alter Filla vor,
Ganz wie er lebt und lebt!

Filla.

Ich?

Sutóroff.

Ja, Du selbst!

Filla.

Und das steht da gedruckt zu lesen?

Sutóroff.

Ja!

Du bist nun nicht mehr von mir abzusütteln,
Wir gehn zusammen zur Unsterblichkeit.
Doch was ist das?

(Das Bild vom Stuhle nehmend und darunter lesend.)

„Entrwurf zum Monumente

Für Feldmarschall Sutóroff.“

Filla (das Bild betrachtend).

Dasselbe Bild

Ward Eurer Durchlaucht schon einmal geschickt
Von Graf Kossópschin.

Sutóroff.

Ja, im vorigen Jahre,
Als noch der Graf und ich in Gnaden standen.

Filla (auf das Bild zeigend).

Da stehen Sie oben auf!

Sutóroff.

Jetzt liegt' ich unten,
Und mit dem stolzen Denkmal ist's vorbei.

Filla.

Das kommt von Graf Kutaisoff. Hätten Durch-
laucht
Gelogen, statt die Wahrheit ihm zu sagen,
So stünd' es besser jetzt.

Sutóroff.

Ja, Du hast Recht! —
Doch jetzt nimm das Papier fort aus dem Zimmer,
Die Riste auch, und räum' ein wenig auf.

(Er geht, das Haupt geneigt und zuweilen schüttelnd,
nachdenkend im Hintergrund des Zimmers auf und ab.)

Filla (einen traurigen Blick auf Sutóroff werfend und
dann das Papier in die Riste packend, für sich).

Er ist nicht mehr der Alte! Seines Kaisers
Gnade sieht ihm tiefer, als er sagt.

(Er trägt die Riste hinaus.)

Sutóroff (wieder vortretend).

Im Kriege war man stets mit mir zufrieden,
Im Frieden nie. Derselbe Mann, der immer

Auf seine Feinde wie ein Schneesturm fiel,
Der Eingebung des Augenblicks gehorchend,
Und nie besiegt — soll plötzlich seine Art
Verleugnen und in's Gegenteil verkehren.

Filla (die Thür öffnend).

Der fremde Herr!

(In demselben Augenblicke tritt Großfürst Alexander
in Generaluniform in's Zimmer.)

Sutóroff.

Wie, kaiserliche Hoheit?

(Alexander, vor Rührung unfähig zu antworten, fällt
Sutóroff in die Arme, und Beide halten sich schluchzend
lange umschlungen. Dann wendet sich Alexander zur
Seite, mit einem Luch seine Thränen abwischend.)
Bis heute hat kein Mensch mich weinen sehen,
Die Thränen preßten sich in's Herz zurück,
Doch wenn sie sich mit Ihren Thränen mischen,
Brauch' ich mich heut der meinen nicht zu schämen.

Alexander.

Mein Unglück, Fürst, ist größer als das Ihre;
Sie finden Trost im Selbstgefühl des Werths,
Das die Erinnerung großer Thaten nährt;
Ich that noch nichts, dem Leben Werth zu geben,
Und meine letzte Hoffnung ruht in Ihnen.

Sutóroff.

Dann wird sie bald begraben sein. Ich fühle
Mein Ende nahe. Was mein Stolz bis jetzt
Sich sträubte zu gestehn, gesteh' ich Ihnen:
Mein Sturz hat mich gebrochen, alle Freude
Am Leben mir geraubt. Ich lebte nur
Für meines Landes Größe, nicht für mich,
Sonst würd' ich nicht als armer Bauer sterben.
Nun, da mein Kaiser Ruhm, für ihn erkämpft,
In Schande mir verkehrt, da ich geschädet,
Verbannt bin von des Kaisers Angesicht,
Der meine Schmach lieb durch die Strahlen
trommeln,

Ist mir das Leben werthlos, selbst die Fremde
An der Vergangenheit wird mir vergällt
Durch diese Gegenwart. Es war schon schwer,
Im raschen Siegesflug gehemmt zu werden
Und heimzukehren ohne Frucht des Siegs, —
Doch das war Sache hoher Politik,
Die meines Amts nicht ist; es that mir weh,
Allein ich hatte meine Pflicht gethan,
Und mehr thun konnt' ich nicht; das gab mir
Trost.

Dies letzte Unglück aber brach mein Herz. . .
Verzeihen Sie, daß ich so verworren rede. —
Ich habe Eurer kaiserlichen Hoheit
Noch nicht gedankt für diese werthen Gaben,
(Auf die Bücher zeigend.)

Die meinen Ruhm in fremden Zungen künden.
Es schlug mir fernes Echo mir in's Ohr
Von Stimmen, die mich jubelnd einst umtönten.

Noch eh' ich siegte, ward ich schon als Sieger
Gepriesen, als ich einzog in Italien;
In Mailand spannten sie die Pferde aus
Von meinem Wagen, zogen in Triumph
Mich jubelnd zum Palast Emilio;
Und meine rauhen Hände wurden weich
Durch vieles Küssen von den schönsten Lippen.
Und jetzt darf ich den Kopf selbst nicht mehr tragen,
In dem ich unsere Feinde niedertwarf,
Verzeihung, theurer Prinz, die Kraft verliert.
(Er schwanzt, gestützt von Alexander, dem Lehnhut
zu, in den er niederfällt und die Augen schließt.)

Alexander (sich über ihn beugend).

Mein theurer Fürst! — Sein Auge ist geschlossen;
Er hört mich nicht. O, daß ich sterben könnte,
Um ihn zu retten! Doch das Schicksal nimmt
So kleinen Preis nicht für so großen Werth.
Sutoroff (fallend).

Filka, mich dürstet.

Alexander (ein Glas Wasser einsetzend).

Er kommt wieder zu sich.

(Er legt dem Fürsten das Glas an den Mund.)

Sutoroff (nachdem er getrunken).

Wo war ich nur! Ach, Kaiserliche Hoheit!
Sie hier?

Alexander.

Das Sprechen hat Sie aufgeregt,
Wie fühlen Sie sich jetzt?

Sutoroff (die Hand auf's Herz legend).

Hier sitzt es, hier!

Doch weint' ich mehr aus Freude, als aus Schmerz.
Gott hat es gut gemeint mit mir, daß er
Die letzte Stunde mir noch so gesegnet.

Alexander (vor ihm niederknien).

Ich kam, um Deinen Segen zu erbitten,
Ehrenwürdiger Herr!

Sutoroff (die Hand auf Alexander's Haupt legend).

Ich segne Dich, mein Sohn,

Mit meinem letzten Hauch. Gott lenke Dich
In Allem, was Du thust, zum Heil des Volkes;
Es steht zu Dir um Hilfe, folg' dem Ruf.
Dein Vater weiß nicht, was er thut, doch ich
Verzeihe ihm, um seines Sohnes willen,
Was er an mir gethan. Ach, ich weiß Keinen,

Werth, Dir ein Freund zu sein. Dein edles Herz
Wird Dir das Rechte zeigen. Folg' ihm ganz.
Und willst Du glücklich herrschen, merk' Dir dies:
Fortuna's Haare hängen nicht im Nacken,
Sie fallen von der Stirn herab, dort muß
Zugreifen, wer sie halten will; sie ist
Schnell wie der Blitz, und so muß man sie
fassen . . .

Mir Kimmert's vor den Augen — wo ist Filka?
Ich muß ihn sehn.

(Alexander erhebt sich und ringelt. Filka erscheint sofort.)

Alexander.

Filka, Dein Herr ruft Dich.

Filka.

Ach, Durchlaucht sehn so blaß, was ist mit Ihnen?
Sutoroff.

Filka, reich' mir die Hand; es geht zu Ende.

(Filka läßt laut klucksend Sutoroff's Hand.)

Du hast mir treu gebient, ich segne Dich.

(Er legt seine Hand auf Filka's Haupt.)

Und wenn ich sterbe, sollst Du selbst dem Kaiser
Die Botschaft meines Todes überbringen,
Mit meinem letzten Willen; er liegt dort;
(auf den Tisch zeigend.)

Dann sag' ihm Alles, was Dein Herz Dir sagt;
Nur Eins verschweig': daß Großfürst Alexander
In meiner letzten Stunde bei mir war.

Reicht könnt' es Ihm und Dir an's Leben gehn.
Was sonst zu thun ist, weißt Du, Alles ist
Geordnet und im Schrank dort aufbewahrt.
Der edle Großfürst wird Dich nicht verlassen.

Alexander.

Nein, wahrlich nicht!

Sutoroff.

Er wird bald Kaiser sein.

(Er tritt rückwärts in den Stuhl zurück.)

Alexander (sich über ihn beugend).

Er hat sein großes Leben ausgehaucht.

Filka (sich weinend zu den Füßen des Lebten werfend).

Ich werde meinen Herrn nicht überleben!

Alexander (die Hände fallend).

Er starb so groß wie er gelebt. O Herr,
Laß seinen Segen in mir fruchtbar werden!

(Der Vorhang fällt.)

Künster Akt.

Erste Scene.

(Cabinet des Kaisers, wie im zweiten Akt. Beim Auf-
gehen des Vorhangs sieht man auf der Bühne Sutoroff
und Rutaissoff; gleich darauf tritt Paul durch die
Thüre rechts ein.)

Paul.

Ist Pahlen noch nicht da?

Rutaissoff.

Nein, Majestät.

Paul.

Du hast doch meinen Auftrag ausgerichtet?

Rutaissoff.

Geht nach Befehl.

Paul.

Er ist sonst immer pünktlich.

Wir haben wichtige Dinge zu berathen:

Aus allen Häfen laufen Klagen ein,
Die ganze Handelswelt ist unzufrieden,
Dah' der Verkehr — in Folge meines Bruchs
Mit England — stockt, kein bares Geld in Umlauf
Und der Erwerb gehemmt ist.

(zu Suboff.)

Meine Mutter

Gab viel auf Dinen Rath; ich will ihn prüfen;
Trum hab' ich, Platon Alexandrowitsch,
Auch Dich bechieden, um vereint mit Pahlen
Vorschläge mir zu machen, um zu helfen.
Die sogenannten Sachverständigen
Hab' ich gehört, doch reicht ihr Blick nicht weit:
Sie haben keinen Sinn für höhere Ziele,
Als schnellen Gelderwerb.

Suboff.

Der jähe Umschwung

In untrer Politik verwirrt die Menge,
Die, an den Bund mit England lang gewöhnt,
Nun plötzlich Feindschaft sieht, wo Freundschaft
war.

Paul.

Man muß die Segel nach dem Winde stellen;
Mein Ziel ist nicht verändert, nur die Mittel,
Es zu erreichen; das begreift man nicht.

Suboff.

Das Volk sah keine Frucht vom Krieg mit
Frankreich,
Und sieht auch keine Frucht vom Bund mit
Frankreich.

Paul.

Wer sicher wohnen will im eignen Hause,
Muß Löschchen helfen, wenn's beim Nachbarn brennt.
Der wilde Brand, der Frankreichs Thron gestürzt,
Bedrohte alle Welt; da half ich löschen
Im Bund mit England und mit Oesterreich.
Mein Heer schlug die Franzosen in Italien
Und wäre gleich in Frankreichs Herz gedrungen,
Wenn mich die Freunde nicht verlassen hätten:
Ich sah auf's große Ganze, doch sie sahen
Nur ihren Vortheil nur; ich ward betrogen,
Und Oesterreichs hochsehrender Minister,
Der Thugut, hat nicht gut an mir gethan!
Wär's damals nach Suwüroff's Kopf gegangen,
Wir hätten ohne Bundesgenossen mehr,
Weit mehr erreicht, als in it den falschen Freunden.
So ward mir nicht einmal die Insel Malta,
Mir, dem Großmeister des Malteserordens! —
England ist nur in Indien zu besiegen,
Da greif' ich's an! Hab' ich erst Indien,

So wird auch bald der Handel wieder blühen.

(Pahlen tritt ein.)

Nun, Pahlen, Du hast lange warten lassen!

Das lieb' ich nicht . . .

Pahlen.

Verzeihung, Majestät!
Ein wichtiger Grund hat mich zurückgehalten.

Paul.

Was für ein Grund?

Pahlen.

Es kam zu meiner Kunde,
Der Feldmarschall Suwüroff sei gestorben.

Paul (ausfahrend).

Suwüroff todt!

(Er schlägt sich mit der Hand an die Stirne und geht
in großer Erregung ein paar Mal auf und ab, während
Pahlen leise mit Suboff spricht, und Kutaisoff, etwas
abseits, seine verlegenen Blicke bald auf sie, bald auf
den Kaiser richtet, der, pöhllich vor Pahlen stehen
bleibend, dessen Arm ergreift.)

Bist Du auch sicher, Pahlen?

Pahlen.

Sein eigener Diener brachte mir die Kunde.

Paul.

Und wann ist er gestorben?

Pahlen.

Heute sind's

Acht Tage, Majestät.

Paul.

Und heute erst

Erfahr' ich's!

Pahlen.

Nur durch einen Zufall ward
Es selbst mir kund: ich fand den Boten aus,
Der Eurer Majestät die Trauerkunde
Sammt wichtigen Papieren des Verstorbenen
Schon vor fünf Tagen überbringen wollte
Und keinen Zutritt fand.

Paul.

Wer hielt ihn ab?

Kutaisoff (auf die Kniee fallend).

Ich that's; ich bitt' um Gnade, Majestät!

Da ich der unglückselige Anlaß war,
Dah' der Feldmarschall in Verbannung starb,
Und meinen hohen Herrn in letzter Zeit
So viele andere schwere Sorgen drückten,
Wollt' ich auf eine günstige Stunde warten . . .

Paul.

Schweig! Diese günstige Stunde wird nicht
schlagen!

Steh' auf! Wo ist der Bote, Pahlen?

Pahlen.

Hier

Im Borgemach.

Paul.

Führ' ihn herein zu mir!

(Thüren öffnet die Mittelthür und Filka tritt ein, hat vor dem Kaiser zu Boden verneigt.)

Das ist ja Filka! Kennst Du mich nicht mehr?

(Filka nickt.)

Steh' auf! In Gâtſchina sahn wir uns oft.

(Filka ist wieder aufgehoben.)

Sag' ehrlich: würdest Du mich noch erkennen,

Wenn Du nicht wüßtest, daß der Großfürst Paul

Jetzt Kaiser ist?

Filka (nickend).

So von Gesicht.

Paul.

Sonst nicht?

(Filka schüttelt den Kopf.)

Bin ich nicht mehr, wie ich Dir früher schien?

(Filka schüttelt wieder den Kopf.)

Warum nicht?

Filka.

Tamals waren Majestät

Mit meinem Herrn Ein Herz und Eine Seele.

Paul.

Und jetzt ließ ich ihn in Verbannung sterben.

Filka (nickt).

Mein seliger Herr — mein, mein hochseliger Herr,

Wenn Gott ihn so belohnt, wie er's verdient —

Hat mir gesagt: „Wenn Du zum Kaiser kommst,

So sag' ihm Alles, was Dein Herz Dir sagt.“

Paul.

Und weiter Nichts?

Filka.

Rein, weiter Nichts, das war

Sein letzter Auftrag in der Todesstunde;

Den richt' ich aus, und ob man mich nun trauet,

Ob nach Sibirien schickt, mir gilt es gleich:

Ich hab' doch keine Freude mehr am Leben.

Paul.

Und Du kamst her, gefaßt auf solche Strafen?

Filka.

Was kann ich sonst erwarten, wenn ich spreche,

Wie mir's um's Herz ist, vor der Majestät,

Die meinen Herrn geschiet um Geringes!

Paul (nachdem er in schmerzlicher Bewegung ein paar Schritte gemacht).

Sag', Filka, mir, wie stark Dein Herr?

Filka (mit dem Finger auf Kutaisoff zeigend).

Durch Den!

Paul.

Durch Den und mich; das weiß ich; aber fürchte

Er mir im Sterben nicht?

Filka.

Rein, Majestät!

Rein zornig Wort kam über seine Lippen;

Nur Segenswünsche haucht' er als er starb.

Paul.

Und doch brach die Verbannung ihm das Herz!

(Filka nickt.)

Filka, reich' mir die Hand! — Ich wollt', ich

könnte

Jetzt Deinem seligen Herrn die Hand so drücken,

Und sehn um sein Verzeihn.

Filka (Paul die Hand küßend).

Wäterschen Jar!

Ich hätte Sie nicht für so gut gehalten,

Als ich herkam.

Paul.

Du denkst von mir jetzt besser?

Filka.

Ja! Durchlaucht sagte oft: „Sein Herz ist gut,

Des Kaisers Herz ist gut!“ Ich wollt's nicht

glauben,

Doch seh' ich's jetzt.

Paul.

Du alte treue Seele!

Hätt' ich so treue Diener doch gehabt!

Filka.

Ja, Majestät, die muß man sich erziehen:

Das kommt nicht so von selbst.

Paul.

Reinst Du?

Filka.

Ich weiß es!

Paul.

Wo sind die Schriften, die Du mitgebracht

Von Deinem seligen Herrn?

Filka.

In einem Kasten,

Den Graf Kutaisoff mit Gewalt mir nahm.

Kutaisoff.

Er ist gut aufbewahrt . . .

Paul.

Gut aufbewahrt!

O wart', ich will Dich selbst gut aufbewahren,

Du Oheerbläher! Gämischer Käselsucker!

Herunter mit den Sternen von der Brust!

(Reißt ihm ein Großkreuz von der Brust und wirft es auf den Boden.)

Hol' mir den Kasten!

(Kutaisoff ab.)

Juchwil hatte Recht! —

Daß ich so lang mich konnte täuschen lassen

Durch solchen Wortvergister, solchen Gauller,

Der Mißtraun säte, mein Vertrauen zu ernten;

Der Nichts gelernt, als meinen Raunen schmeicheln

Und meine Schwächen nähren. O, ich folgte

Dem Späher, wie der Jäger seinem Hund,

Dem Wilde auf der Spur. Wie manches Opfer

Mag ihm gefallen sein, das schuldlos fiel! —

Ich will die Angelegenheit mit Kermez

Noch einmal gründlich prüfen lassen, doch
Durch andre Richter als die Senatoren,
Die unsres Klägers gute Freunde waren,
Du, Pahlen, sorg' dafür und halt' ihn fest,
Bis Alles klar ist. Das wird Eindruck machen
Auf's Volk. Es stürmt so Vieles auf mich ein.
Du hast noch den Entwurf zum Monument
Für den Feldmarschall: das wird ausgeführt.
(Kataiissoff kommt mit dem Kasten.)

Kataiissoff.

Hier ist der Kasten.

Paul.

Stell' ihn auf den Tisch.

Hilka, mit Dir hab ich noch viel zu reden,
Doch heute mußt Du mit Graf Pahlen gehn.
Ich hoffe, Du bleibst bei uns.

Hilka.

Majestät,

Ich möchte lieber auf mein Dorf zurück.

Paul (mit einer entlassenen Handbewegung).

Wir sehn uns morgen wieder, meine Herrn.

Pahlen.

Ich bitt' um Ihren Regen, Graf Kataiissoff.

(Kataiissoff wirft einen fragenden Blick auf den Kaiser,
der durch eine Handbewegung Pahlen's Aufforderung
beistimmt. Während Kataiissoff seinen Regen überreicht,
[Blick der Axtischenvorhang].)

Zweite Scene.

(Zimmer des Kaisers mit Schlafgemach dahinter, welches
durch einen breiten und hohen Doppeltvorhang verhüllt
ist. Das Zimmer ist mit einem Teppich belegt und
durch eine Ampel nur matt erleuchtet. Zu beiden
Seiten Thüren, wovon die zur Linken den gewöhn-
lichen Eingang bildet, während die zur Rechten als
mit den Gemächern der Kaiserin in Verbindung stehend
gedacht wird. Links an der Wand hängt ein lebens-
großes Bild Peter's des Großen, rechts ein Bild
Friedrich's des Großen. Zwischen dem Bilde Peter's
und dem Vorhange des Schlafgemachs hängt ein großer
Regen. — Unter den Bildern stehen Sophas; davor
Tische mit hohen Stühlen; ein behäbiger Kamin
dem Bilde Peter's des Großen gerade gegenüber. Auf
dem Tische zur Linken Bücher und Papiere; auf dem
zur Rechten eine mit rothem Weine gefüllte Krystall-
flasche und ein Glas. — Beim Aufgehen des Vor-
hangs hört man Schritte im Schlafgemach, vor welchem
der Kammerhufar steht.)

Kammerhufar (vortretend).

Was ist dem Kaiser nur? Ich hab' schon Manches
Mit ihm erlebt, doch dies geht über Alles.

Ich glaube gar, 's ist nicht ganz richtig hier.

(Auf die Seiten zeigend.)

Erst glaubt' ich, daß ein Unglück ihm begegnet,
So laut hört' ich ihn schreien. Ich eilte her,
Doch sah und merkt' er nichts von meiner Nähe.
Bild geht er auf und ab, spricht vor sich hin,
Schlägt mit den Händen um sich, weint und
lacht, —

Doch dieses Sachen klingt... Gott sei uns gnädig!
Da kommt er, doch ich fürchte, mich vor ihm.
(Zieht sich nach rechts zurück.)

Paul (in elegantem, mit Weiß verbrämtem Schlafrock,
mit wirrem Blick aus dem Vorhang herandretend).
Steh' still! Ich muß Dich weiter hören; Alles
Ruhst Du mir sagen! — Ich beschwöre Dich,
Verlaß mich nicht! — Auch Du sollst Alles hören;
Ich will Dir beistehn!

(Vor dem Bilde Peter's angelangt.)

Ha! das ist kein Bild,

Doch er ist fort!

(Er dreht und sieht sich taumelnd um und bricht dann
zusammen mit dem Ausrufe:)

Woh! mir Unseligen!

Kammerhufar (näher sich ängstlich dem Kaiser
und bragt sich über ihn).

Er liegt wie todt.

(Nach rechts abgehend und sich topfschüttelnd noch ein
paar Mal umsehend.)

Ich will's der Kaiserin melden.

(Ab.)

(Nach nachdem der Kammerhufar fortgegangen ist, fällt
der schwere Regen von der Wand auf den Boden.)

Paul (sich aufrichtend).

Ich höre keinen Schritt! — doch seh' ihn nicht.
Sprich! Ich beschwöre Dich!

Eine Stimme (von unten mit in geisterhaften
Tone).

Paul! Armer Paul!

Paul.

Dieselben Worte stets! Mehr will ich hören.
Sprich! Wenn mein Unglück so Dein Mitleid weckt,
Dir solche Jammerdöne zu entpressen,
So hilf die Bürde mir vom Herzen wälzen,
Die mich erdrückt! — Sprich zu mir!

Stimme.

Armer Paul!

Paul.

Du gehst?

(Auffspringend.)

Ich folge Dir und sei's in's Grab!

(Er geht taumelnden Schrittes zur Thüre rechts, wo
ihm die Kaiserin entgegentritt, hinter ihr der
Kammerhufar.)

Gast Du ihn nicht gesehen?

Kaiserin.

Wen?

Paul.

Ihn!

Kaiserin.

Ich habe nichts gesehen.

Paul.

Dort ging er fort,

Wo Du eintrafst.

Kaiserin (bei Seite zum Kammerkassieren).

Schnell zünde Licht an!

(Kammerkassier links ab und gleich zurück. Er zündet mit einer Kerze die Kränleuchter an und geht dann wieder.)
Du warst so munter heut bei Tisch; doch plötzlich
kam eine tiefe Schwermuth über Dich,
Wie oft bei Dir die heitere Laune plötzlich
In trübe Stimmung umschlößt. Du gingst fort
Und wolltest ausruhn.

Paul.

Ich ging fort und setzte
Mich in den Lehstuhl dort und wollte schlafen.
Da fielen meine Augen auf das Bild
Peter's des Großen; es belebte sich
Und trat hervor aus seinem goldenen Rahmen,
Doch so verwandelt, wie ich einst ihn selbst
Im breiten Hut und kurzen Mantel sah,
Nicht wie dort auf dem Bild mit offenen Haaren.

Kaiserin.

Wen sahst Du?

Paul.

Keinen Ahnherrn! — Hab' ich Dir
Von der Erscheinung nie erzählt?

Kaiserin.

Kein Wort!

Paul.

Das wundert mich! 's ist freilich lange her;
Ich kannte Dich noch nicht. — So höre denn!
Es war zur Zeit, wo die Natur beginnt,
Ausgleichend und gerecht — wie sie nicht immer
Sich zeigt — die Tag- und Nächte einzutheilen;
Die Zeit mein' ich, wo Tag und Nacht im Streit,
Der länger ist und heller, und noch immer
Die Nacht den Preis gewinnt bei uns im Norden,
Wenn sie den blauen, sterndurchbligten Mantel
Um ihre blendend weißen Schultern schlägt,
In spröder Reinheit wandelnd, bis der Tag
Mit schmutzigem Fuß ihr auf die Schleppe tritt.
Ich — wie das Jahr — stand noch im ersten Viertel
Des Aufgangs, doch in voller Glorie schien
Der Mond in's Zimmer jenes Prunkpalastes,
Den unser Winter aus der Taufe hob,
Wo ich mit meinem Freunde Kurakin
Am hohen Fenster stand, mit trunkenen Augen
Und labend an der Herrlichkeit der Nacht.
Ein Meteor schoß plötzlich vor uns nieder,
So nah, als könnte man's mit Händen greifen,
Doch blendend, — blickgleich, wie es kam, ver-
schwindend.

Wie war, als hätt' ich solche schöne Märznacht
Noch nie gesehn; sie lockte mich in's Freie.
Ich ging mit Kurakin, der, munter plaudernd,
Zu meiner Linken schritt; zwei Diener folgten.
Die Häuser warfen lange, schräge Schatten

Weit vor uns hin, doch wo wir gingen, war es
So hell, daß man Geschriebenes lesen konnte,
Wie Kurakin an einem Brief mit zeigte.
Nur wenige Menschen gingen fern vorüber;
Doch als wir in die zweite Straße bogen,
Sah ich in der Vertiefung eines Hausthors
Nicht vor mir einen großen, hagern Mann
In kurzem Mantel, kriegerischer Haltung,
Den breiten Hut tief in die Stirn gedrückt.
Er trat hervor und ging zu meiner Linken
(Kurakin war etwas zurückgeblieben)
In gleichem Schritt mit mir; doch während ich
Geräuschlos ging, hallt' es von seinen Schritten,
Als ob ein Hammer auf den Amboss fielen
In gleichem Takt. — Dies machte mich erschauern;
Auch fühlte' ich plötzlich eine eisige Kälte
An meiner linken Seite, und bald fuhr
Ein frostiger Schauer mir durch Mark und Bein;
Doch lebt' ich nur vor Kälte, nicht aus Furcht.
Ich wandte mich zu Kurakin und sagte:
„Ein seltsamer Gesell!“ — „Wen meinen
Hobest?“

Fragt Kurakin. — „Nun, Den zu meiner Linken.“ —

„Ich sehe Nichts.“ — „Wie! Nichts? Und hörst
auch nicht

Den Hammerstreit an meiner linken Seite?“ —

„Ich seh' und höre Nichts“, sprach Kurakin,
„Und zwischen Ihnen und der Mauer ist
Kein Platz für irgendetwas.“ — Wir waren Beide
Erstarrt: ich über ihn, er über mich.

Ich streckte meine Hand aus nach der Mauer;
Sie fuhr durch die Gestalt hin wie durch Luft,
Die kalten Mauersteine fest berührend;
Doch die Gestalt blieb immer mir zur Seite.

Ich blickte scharf jetzt den Gesellen an,
Und unterm tiefgestülpten Hute sah ich
Ein Auge blihen, wie ich keins je sah,
Nicht vor- noch nachher; — und es heftete
Den Blick auf mich, mich an sich selber heftend.

Ich konnte diesem Blick mich nicht entziehen.
So Aug' in Auge gingen wir noch lange,
Wohl eine Stunde lang, und dreimal klang
Mein Name aus des Weggefallenen Munde:
„Paul!“ rief er zweimal, und dann: „Armer
Paul!“

In einem Ton, so weh- und jammervoll,
Daß mir das Blut in allen Adern stockte.
So kamen wir zum großen Plage zwischen
Senatspalast und Admiralität.

Dort blieb er stehn und sprach: „Paul, lebe
wohl!“

Hier und auch sonst wirst Du mich wiedersehn.“ —
Da plötzlich hob sein Hut sich wie von selbst,
Und jetzt erkannt' ich deutlich sein Gesicht,

Und unwillkürlich trat ich ein paar Schritte zurück in Ehrfurcht, denn ich sah vor mir Das Adlerauge und die braune Stirne, Das strenge Lächeln meines hohen Vaters — Peter's des Großen! — Oh' ich mich vom Schreck erscholl, war er verschwunden, doch ich merkte Genaue die Stelle mir, und an der Stelle Steht jetzt das Denkmal, das ihm meine Mutter Errichtet hat.

Kaiserin.

Dies Spiel der Einbildung Hat mich erregt, als ob es Wahrheit wäre!

Paul.

Was nennst Du Wahrheit? Ist, was ich gesehen, Nicht wahr, so giebt's nichts Wahres in der Welt. Ich hab's gesehen, gehört und kalt gefühlt An meiner Seite.

Kaiserin.

Doch die Andern nicht,

- Und so war's nur ein Spiel der Einbildung.

Paul.

Man träumt im Schlaf nur, nicht mit offenen Augen.

Wir waren, als wir durch die Straßen schritten, Ganz munter, lachten, plauderten und scherzten, Und dachten nicht an überirdische Dinge. Wie konnte solche Stimmung mein Gesicht, Gehör, Gefühl und Urtheil so verwirren, Daß ich Gespenster träumte! Taghell war Die linde Nacht, und ich war nicht allein; Ich ging und sprach mit Andern, fühlte wie Die Mauer kalt war und mein Pelzrock warm; Ich konnte Licht und Schatten unterscheiden, Wie Erd' und Himmel, Schnee und Sternenglanz; Auch sah ich die Erscheinung noch einmal Mit offenen Augen, kurz vor meiner Ordnung, — Und heute wieder: hier, im Schlafgemach, Und wieder hier dann . . . Doch Du glaubst es nicht!

Kaiserin.

Ich kann mir solche Wunder nicht erklären.

Paul.

Mit der Erklärung hört das Wunder auf; Doch alles Höh're ist uns wunderbar.

(Man hört plöcklich Waffengeklirr und Lärm hinter der Scene.)

Kaiserin.

Was deutet dieser Lärm?

Paul (schleunig).

Ich werde fragen.

(Ein Kammerhufar tritt ein.)

Was giebt's?

Kammerhufar.

Die Wachen werden abgelöst.

Paul.

Wer hat den Nachtdienst?

Kammerhufar.

Gen'ral Archimalkoff.

(Auf eine entlassende Handbewegung des Kaisers zieht sich der Kammerhufar wieder zurück.)

Kaiserin (den am Boden liegenden Regent bemerkend)

Was für ein Regent liegt da?

Paul (nachsehend).

Jaschwil's Regent.

Er hing dort an der Wand.

Kaiserin.

Hüß! Jaschwil's Regent?

Wie kam der an die Wand?

Paul.

Der bleibt so lange

Dort hängen, als sein Herr gefangen sitzt.

Kaiserin.

Die Kinder wollten vorhin zu Dir kommen,

Dir gute Nacht zu sagen. Nikolaus

Freut sich darauf, vor Dir zu exerciren.

Paul.

Laß ihn nur kommen.

Kaiserin.

Sieh, da kommt er schon,

Und Anna auch mit ihrer Gouvernante.

(Die Gouvernante öffnet die Thüre, läßt die Kinder ein und zieht sich dann, ohne weiter vorzugehen, wieder zurück. Der fünfjährige Großfürst Nikolaus trägt eine Kinderuniform nach preussischem Zuschnitt aus der Zeit Friedrich's des Großen, und kommt gleich mit seinem Gewehr auf der Schulter durch die Thüre hereinmarschirt, während die sechsjährige Großfürstin Anna auf den Kaiser zuläuft und ihm die Hand läßt. Er setzt sich in einen Lehnstuhl, nimmt Anna auf den Schooß und die Kaiserin stellt sich hinter ihn. Nikolaus marschirt die ganze Breite der Bühne durch.)

Paul (das langsame Tempo mit der Hand markirend).

Ein's, Zwei! Ein's, Zwei! Ein's, Zwei! Es geht schon gut:

Halt' nur die Beine noch mehr auseinander!

Nikolaus (der Weisung folgend).

So?

Paul.

Ganz richtig so! — Ein's, Zwei! Ein's, Zwei!

Ein's, Zwei!

(Sieh zur Kaiserin hinüber.)

Der Nikolaus macht schon ganz gute Schritte.

Kaiserin.

Er fängt früh an, sich stramm zu halten.

Paul.

Ja! —

Was früh sich einprägt, das bleibt lange sitzen. —

Hast Deine Sache gut gemacht, mein Junge!

Komm' her, ich geb' Dir einen Kuß dafür.

(Nachdem er Nikolaus geküßt, sich zu Anna hinüber.)

Du kleiner, lieber Schelm bekommst gleich drei.

(Er trägt sie auf Stirne, Wange und Mund.)

Nun gute Nacht, ihr lieben Kinder, geht
zu Bett, und betet fromm, und schlaft hübsch
ruhig.

Anna.

Erst gib Mama auch einen herzigen Kuß;
Sie hat so viel gewinkt die letzte Zeit.

Paul (die Kaiserin an sich ziehend).

Na, komm', Maria (sie küßend); hast Du viel ge-
weint?
Warum denn?

Kaiserin.

Erst bring' ich die Kinder fort,
Dann komm' ich wieder.

(Sie nimmt an jede Hand ein Kind und geht damit zur
Thüre rechts, wo Anna sich noch einmal umwendet.)

Anna.

Gute Nacht, Papa!

Paul.

Gut' Nacht! Gut' Nacht!

(Kaiserin mit den Kindern ab.)

Das kleine, liebe Mädchen! —

So lang die Kinder klein sind, ist's ein Segen;
Dann hängen sie noch fest an ihr' Eltern,
Wie junges Obst am Baume; wird es reif,
So läßt sich's leicht vom Baum herunter schütteln,
Und fällt auch wohl von selbst.

(Die Kaiserin tritt wieder auf. Paul geht ihr entgegen
und legt seinen Arm um ihren Nacken.)

Nun, liebes Weib,

Sag' mir, was hat Dich so viel weinen machen?

Kaiserin.

Das fragst Du noch?

Paul.

Ah, ich bin selbst wohl schuld
An Deinen Thränen?

Kaiserin.

Ich kann viel ertragen,
Wenn's mein Geheimniß bleibt; doch vor der
Welt,

Vor Menschen, die man innerlich verachtet,
Und doch nicht unbeachtet lassen darf,
Sich hingestellt sehn wie ein strafbar Kind,
Geschmäht, verächtigt werden wegen Schuld,
Davon das Herz Nichts weiß, und schweigen
müssen,

Um den Beschuldiger nicht noch mehr zu reizen,
Als Andre schon gethan . . .

Paul.

Ja, sieh, da liegt's!
Das macht mich selbst oft zornig gegen mich,
Daß ich zu Zorn so leicht mich reizen lasse
Durch Andre. Aber glaub' mir, liebes Weib,

Ich mein' es nicht so böse; ist's heraus,
So ist's vorbei.

Kaiserin.

Ich weiß das, lieber Paul,
Doch Andre nicht. Ich würd' es gern verwinden,
Betrüb' es mich allein; doch jeden Hauch
Des Zorns aus Deinem Mund macht man zum
Sturm,
Berggrößert, löstert, lügt, und macht so glauben,
Daß wir von früh bis spät in Zwietracht leben;
Denn wo man Funken sieht, schlägt man auf
Feuer.

Paul.

Du mußt mit meinen Schwächen Rücksicht haben;
Sie wurzeln tief. Ich weiß es wohl, ich höre
Meist lieber was ich will, als was ich soll;
Doch bin ich so der Wahrheit Freund, den Irr-
thum,
Seh' ich ihn ein, auch offen zu bekennen.

Kaiserin.

Wie ich Dich kenne, sehn Dich Andre nicht.
Wie glücklich war ich heute, als Du mir
Die Arbeit von den jungen Fräulein brachtest,
Die ich erziehn ließ! Das gemahnte mich
An jene längst entschwundenen schönen Tage,
Wo wir nur uns und unsrer Liebe lebten,
Und glücklich machten, weil wir glücklich
waren

In keinem Kreise.

Paul (die Kaiserin bei den Händen küßend).

Sieh klar in's Auge mir, daß ich durch Deines
Bis in die Tiefen Deiner Seele blicke,
Ob da nicht im Geheimen etwas sproßt,
Das, unterdrückt und doch zugleich genährt,
Sich behnt und, wenn's zu vollem Wachsthum
kommt,

Wohl einst die schönen Tage noch verdunkelt,
Davon Du sprachst.

Kaiserin.

Du sprichst in Räthseln, Paul!

Paul.

So will ich offen fragen: Hast Du nie
Geträumt von Zeiten der Alleinhererschaft,
Nach Art der früheren schönen Kaiserinnen
Anna, Elisabeth und Katharina?

Kaiserin.

O mein Gemahl, wer hat Dein Herz vergiftet,
Daß Du so sündhaft von mir denkst und sprichst!

Paul.

Nicht ausgewichen! Sündhaft oder nicht:
Ich will von Dir die ganze Wahrheit hören.

Kaiserin.

So höre dies: daß Alles Lüge ist,
Was man in's Ohr Dir raunt, mich zu ver-
bächtigen.

So hab' ich auch als Lüge das genommen,
Was man mir zugeraunt, Dich zu verfeinden.

Paul.

Mich?

Kaiserin.

Daß Du mich wolltest in Verbannung schicken,
Und Alexander auf die Festung sperren,
Und Prinz Eugen von Würtemberg ernennen
Zu Deinem Erben.

Paul.

Du hast's nicht geglaubt?

Kaiserin (schüttelt das Haupt).

Nein, wahrlich nicht!

(Sie fallen sich schlüssend in die Arme.)

Paul.

Nun kein Wort mehr davon!

(Nach einer kleinen Pause.)

Es ist kein Glück, so hochgestellt zu sein,
Mit solcher Würde der Verantwortung,
Wie ich sie tragen muß, ich ganz allein.
Bin ich durch Gott auch Herr des Reichs, ich bin
Kein Gott, ich bin ein Mensch, und Menschen
irren.

Ich habe oft geirrt und schwer gebüßt.
Ach, zur Gewohnheit wird das Schrecklichste,
Erlebt man's oft. — Doch gute Nacht, mein
Engel.

(Sie küßend.)

Kaiserin.

Ich bin nicht müde.

Paul.

Meine Augen fallen
Mir zu, als hinge Blei an meinen Wimpern.

Kaiserin.

Bei Dir folgt stets der Aufregung Erschöpfung;
Bei mir ist's anders: bin ich so erregt
Wie jetzt, schließ' ich die ganze Nacht kein Auge.

Paul.

Wozu sich fürchten? Furcht löst die Gefahr,
Die flieht, wenn man ihr fest in's Auge sieht.
Auch hab' ich keinen Grund zu fürchten mehr,
Seit ich mein letztes Manifest erlassen,
Dem Volke für bewährte Tugend dankend.

Kaiserin.

Dies Manifest . . .

Paul.

Herz, das verstehst Du nicht.
(Küßt sie wieder.)

Noch einmal, gute Nacht! und nun geh' schlafen!
(Paul geht in sein Schlafgemach. Die Kaiserin folgt
ihm nach, bis er hinter dem Vorhang verschwunden ist.)

Kaiserin.

Ich werde diese Nacht nicht schlafen gehn.
(An der Thüre wirft sie noch einen schmerzlichen Blick
nach dem Schlafzimmer und geht dann rasch ab. Gleich
darauf hört man laut schellen. Paul tritt wieder vor,
während von links der Kammerdiener kommt und von
rechts die Kaiserin zurücksteht.)

Paul.

Noch nicht zu Bett?

Kaiserin.

Mir war, als hört' ich Lärm.

Paul.

Geh', geh'! Ich schelle nach dem Kammerdiener.
(Der Kammerdiener kehrt ein Glas Wein ein und
weist es dem Kaiser.)

Ich will noch einen Schlaftrunk thun.

Kaiserin (nachdem Paul das Glas geleert, ihn nach-
mals umarmend).

Ach, Paul

Ich weiß nicht, was mich heut so ängstlich macht.

Paul.

Annähe Furcht!

Kaiserin.

Nun gute Nacht!

Paul (zum Kammerdiener).

Folg' mir.

Rachher leg' dort den Degen auf den Tisch;
Berg'ich auch nicht die Lichter auszulöschen.

(Weißt ab in's Schlafzimmer, dessen Vorhänge geschlossen
werden.)

Kaiserin.

Ich fürchte mich, den langen Korridor
Allein zurückzugehen; noch nie im Leben
War mir so bang um's Herz. Es ist mir immer,
Als hört' ich Waffen klirren, Hülfe rufen.
Doch ist's gewiß nur Spiel der Einbildung.

Sei muthig, armes Herz! — Gott schüße Paul!
(Kaiserin ab, während der Kammerdiener zurückkommt.
Er legt den Degen auf den Tisch und löscht die Lichter
aus, so daß nur eine Kerze das Zimmer noch matt er-
leuchtet, und geht dann leise ab. Gleich darauf erscheint
der Kammerhufar.)

Kammerhufar

(durch den Vorhang spähend).
Der Kaiser schläft schon fest; ich werd' es melden!
(Weißt ab.)

Venniglen (tritt auf; gleich darauf auch Jaskowil).
Wo bleibt Graf Dahlen?

Jaskowil.

Er hält sich zurück;

Ich traf ihn in der Neben-Perspektive.

Wo er Ansprachen an die Truppen hielt,
Von einer Compagnie zur andern reitend.

Bennigsen.

Gut ausgedacht! — Verriegeln Sie die Thür,
Die zu der Kaiserin Gemächern führt.

(Jaschwil folgt der Weisung.)

Ein schlauer Plan! Er wagt das Aeußerste,
Doch wagt es nur aus sicherem Hinterhalt.
Gelingt das Werk, so deckt er uns den Rücken;
Gelingt es nicht, so ist er selbst gedeckt.
Denn er ist nicht dabei. — Das merk' ich mir!

(Zu Jaschwil, de. zurückgetommen.)

Jetzt rufen Sie Fürst Suboff und die Andern.

(Jaschwil od. Gleich darauf tritt Suboff mit vier
Gardeoffizieren ein.)

Zwei von den Herrn betwachen dort die Thür;
Zwei bleiben hier. Fürst Suboff und ich selbst
Besorgen alles Uebrige.

(Man hört vom Vorzimmer her lauten Lärm und die
Worte „Ward! Galle!“ Ingleich regt es sich im Schlaf-
gemach, wo ein Stuhl umfällt.)

Der Kaiser wacht.

(Jaschwil tritt rasch ein.)

Was war das für ein Lärm?

Jaschwil.

Ein Offizier in wilder Trunkenheit
Schlug einen Posten nieder, ohne Grund.

Bennigsen.

Sie haben bei Talisin heut soupirt,
Und jetzt mehr Weindunst als Verstand im Hirn.
Doch desto besser. Uebertwachen Sie
Die Trunkenen, bis wir die Reute brauchen.

(Jaschwil od. Der Kaiser, im Schlafrock, lugt durch
den Vorhang.)

Da ist der Kaiser. Treten wir jetzt vor.

(Suboff geht unsichern Schrittes voran; Bennigsen
folgt in fester Haltung.)

Paul (Suboff erkennend, tritt vor).

Was willst Du, Platon Alexandrowitsch,

Bei mir so spät zu Nacht?

Suboff (ein Papier hervorziehend).

Hier ... Majestät ...

Paul.

Du zitterst und siehst bleich. Was soll die Schrift?

Bennigsen.

Die Schrift soll Ihnen sagen, was wir wollen.

Paul (zu Suboff).

Dich frag' ich, Platon Alexandrowitsch, —

Mit jenem Landsknecht hab' ich nichts zu reden.

Bennigsen (den Regen ziehend).

Doch ich mit Ihnen, Majestät! Sie sind
Ich mein Gefangener, bis Sie diese Schrift
Gesehen, anerkannt und unterschrieben,

Die uns vor wilden Raunen sicherstellt

Und Großfürst Alexander anerkennt
Als Mitregenten. Sonst geht's an Ihr Leben!
Noch stehn wir nur als Bittende vor Ihnen.

Paul.

Nicht Zeit, nicht Ort noch Art des Bittens weist
Auf gute Absicht. Ihr wollt mich ermorden.
Nur Mörder bitten mit gezähmtem Schwert.
Doch lieber sterb' ich, eh' ich mich erniedre
Vor Hochverrath.

(Er greift rasch nach dem auf dem Tisch liegenden Regen
Jaschwil's, den ihm Bennigsen eben so rasch wieder
entwindet, während Suboff den Kaiser den hinten
festhält.)

Suboff, den! meiner Mutter!

(Zu Bennigsen.)

Wehrlose tödten, ist das Landsknechtstheuer?

(Zu diesem Augenblick stürzt Jaschwil herein mit vielen
Offizieren hinter ihm, die alle den Eindruck der
Trunkenheit machen.)

Jaschwil.

Die Wachen im Palaß gehorchen nicht!

(Suboff löst den Kaiser los und eilt hinaus.)

Bennigsen.

Suboff hat ganz den Kopf verloren. — Jaschwil,
Beschützen Sie den Kaiser hier!

(Den Kaiser loslassend, aber zugleich Jaschwil durch
Gebenben bedeutend, ihn wieder festzuhalten.)

Ich gehe.

Die Aufstellung der Wachen zu besorgen.

(Winkt ab.)

Paul (benützt den Augenblick, da Bennigsen ihn los-
gelassen, um wieder nach dem Regen zu greifen. Jasch-
wil sucht ihn daran zu verhindern, wobei der Regen
zu Boden fällt. Paul mit aller Kraftanstrengung
Jaschwil von sich stoßend).

Zurück!

Jaschwil.

Es ist mein Regen, Majestät!

Paul (macht ein paar Schritte seitwärts, so daß er
mitten vor dem Vorhange seines Schlafgemachs
stehen bleibt).

Mein ist die Wehr und mein die Macht im Reich!
Schwurt ihr mit Treue, um mich zu verrathen? —
Zurück!

(Die Menge drängt zur Thüre zurück, wo Bennigsen
jetzt wieder erscheint. Die beiden Offiziere, welche die
Thüre betwachen, helfen auf einen Wink von Bennigsen
die Andern zurücktreiben und mischen sich dann unter sie.)

Bennigsen (mit grimmigem Regen).

Den schlag' ich nieder, der jetzt flieht!

(Die zurückgetriebene Menge drängt jetzt den Kaiser in
sein Schlafgemach, dessen Vorhang sich gleich wieder
schließt.)

Hier ist mein Posten, bis es abgethan.

bleibt Paul am Leben, läßt uns Pahlen Alle,

Den Großfürst Alexander an der Spitze,
Festnehmen und sich selbst als Retter preisen.
(Man hört Geräusch im Schlafgemach, wo ein Ofenschirm umhört und gegen den Ofen tritt. Gleich darauf folgt ein dumpfer Schall wie von zwei fallenden Körpern und der Schreie: „Hülfe! Hülfe! O!“)

Bennigsen (horchend).

Es ist vorbei! Nun reißt sich, wer kann.

(Die Menge stürzt in wilder Unordnung aus dem Schlafgemach hervor und sucht nach rechts und links zu entweichen. Die weißen Offiziere, welche die verriegelte Thüre bewachen, haben sich auf einen Wink Bennigsen's zu diesem gestellt, der jetzt mit ihnen zwischen Sopha, Tisch und Stühlen vor dem Bilde Peter's des Großen steht. Unter den Leuten, welche aus dem Schlafgemach kommen, ist Fürst Jaskiwil, der nur mit großer Anstrengung geht. Bennigsen geht auf ihn zu und fragt:)

Nun, Fürst Jaskiwil?

Jaskiwil.

Ich bin noch ganz betäubt!

Er suchte hinterm Ofenschirme Schutz,
Doch vor der Menge Andrang fiel der Schirm.
Der Kaiser kam hervor; ich hielt ihn fest.
Er rang mit mir, wie ein Verzweifelter.
Wir stürzten Beide hin; er ward erstickt.
Durch wen und wie's geschah, kann ich nicht sagen.
Ich selbst bin halb erstickt und kann kaum gehn.
Ach, General! Im Felde kämpft sich's besser!
(Jaskiwil langsam rechts ab.)

Bennigsen (steht zu den beiden zurückgebliebenen Offizieren).

Wollt ihr dem neuen Kaiser auch verbinden,
Nehmt Jaskiwil fest; ihr habt's gehört, er
that's. —

Es wird euch nützen und soll ihm nicht schaden.
(Die beiden Offiziere setzen erst einander, dann Bennigsen an, und gehen, durch eine bedeutende Handbewegung von ihm angetrieben, links ab. Bennigsen sieht ihnen nach, bis sie das Zimmer verlassen haben, und geht dann bis zur Mitte des Vorhangs, legt durch denfelben in das Schlafgemach, wendet sich um und sagt:)

Ein graufiger Anblick! Das kann so nicht bleiben.
(Er geht nach der linken Thüre, öffnet dieselbe und auf seinen Wink treten der Kammerhufar und Kammerdiener ein. Er weist nach der Thüre des Schlafgemachs und sagt mit fester Stimme:)

Legt die hochselige Majestät auf's Bett,
Und macht ein wenig Ordnung dort im Zimmer!
(Während die Weiben traurig hinter dem Vorhang verschwinden, geht Bennigsen ab mit den Worten:)

Ich melde jetzt dem Kaiser, was geschehen,
Sonst eilt sich Pahlen, mir zuzurufen,
Der von nichts weiß und nicht zugegen war.

(Ab.)

(Nach einer kurzen Pause kommen Kammerhufar und Kammerdiener schluchzend aus dem Schlafgemach und gehen links ab. Raum sind sie fort, als die Kaiserin in großer Erregung rechts eintritt.)

Kaiserin.

's ist grabesstill hier. Was hat sich begeben,
Daß plötzlich ein so wilder Sturm entstand?
Mir war's, als zög' die wilde Jagd vorüber!
Es konnte keine Täuschung sein, denn Alles
Erwachte rings umher; die Kinder schrien;
Die Luft selbst schien zu wimmern . . . Da kommt
Pahlen . . .

Pahlen (tritt von links rechts ein; die Kaiserin geht ihm entgegen).

Ah, Majestät, Sie hier? Was ist geschehen?

Kaiserin.

Ich frage Sie. Mich zog der Sturm hierher,
Der wie die Windsbraut durch die Gänge brauste.
Doch was führt Sie so spät zur Nacht hierher?

Pahlen.

Die Meldung, daß der Kaiser plötzlich starb.

Kaiserin.

Der Kaiser todt?

(Es war die Stimm schlagend.)

Dann habt ihr ihn ermordet!
O, meine Ahnung! — Noch vor einer Stunde
War ich bei ihm . . .

Pahlen.

Ich komme, athemlos
Vor Schreck, hierher . . .

Kaiserin.

Sie athemlos vor Schreck!
Verräther! Mörder!

Pahlen.

Majestät, ich schwebe,
Ich war nicht hier.

Kaiserin.

Doch Ihre Spiegelhehlen!
Man braucht die Fenster und verleugnet sie,
Wenn sie gebraucht.

Pahlen.

Geschah ein Unglück hier,
So hat's der Kaiser selbst herbeigeführt,
Durch Weigerung, den Erben seines Throns
Schon jetzt als Mitregenten zu bestätigen.

Kaiserin.

Und darum ihn ermorden! — Jetzt begreif ich
Das Hin- und Hergeh'n, Flüstern, Widersprechen.

Pahlen.

Kein großer Umchwung macht sich ohne Schuld.
Doch meine Hand ist rein vom Blut des Kaisers.

Kaiserin.

Wach Ihr Gewissen? — Deffnen Sie den Vorhang
Des Schlafgemachs: ich will Ihr Opfer sehn
In Ihrer Gegenwart.

(Pahlen schlägt die Vorhänge nach beiden Seiten zurück.
Man sieht den Kaiser auf einem schbildt stehenden prächtigen
Himmelbett liegen beim Licht einer Kandel.)

Er liegt so friedlich,

Als schließ' er nur. Paul! Mein geliebter Paul!

(Schluchzend.)

O, er war besser, als ihr Alle seid!

Pahlen.

Ein Besserer noch wird auf dem Thron ihm folgen.

Kaiserin.

Hinweg! Laß mich allein mit meinem Schmerz!
(Sie wirft sich schluchzend auf die Leiche, während
Pahlen zurücktritt. Gleich darauf tritt Alexander ein,
dem Beamtigen und noch viele Generale und Offiziere

folgen, so daß das vordere Zimmer sich allmählig wieder
füllt, während Alexander mit bleichem Gesicht allein
in das Schlafgemach tritt. Die Kaiserin erhebt sich
bei seinem Ruhen und schließt ihn weinend in die
Arme. Er beugt sich dann über seinen Vater, küßt
ihm Gesicht und Hände und tritt darauf wieder vor.)

Alexander.

Der Schmerz erstickt noch meine Worte; doch
Was hier geschehn und wie's geschehn, werd' ich
Genau erforschen, prüfen und dann richten.

Jetzt aber seh' ich den Allmächtigen an,
Mich werth zu machen meines hohen Amts,
Daß diesem Untergang ein Aufgang folge,
Dem Volk zum Segen, meinem Schmerz zum
Löß!

(Die Kaiserin hat sich wieder schluchzend über die
Leiche gebeugt. Unter den Rufen der Menge: „Gott
segne Kaiser Alexander!“ fällt der Vorhang.)

Ende.

Klänge des Schmerzes *).

Von Hieronymus Lorm.

6. Weilschmerz.

Wenn ich des Lebens Sinn erwäge,
Wie Alles ging, wie Alles kam,
Erzählen mir die bangen Schläge
Des Rufens von verborg'nem Gram.

Für ewig will in's Herz sich pressen
Das Weh, dem vor der Sprache graut, —
In's Nichts verflucht und in's Vergessen,
Was sich erlöst im Schmerzenslaut.

So trägt die Welt mit stummem Schmachten
Ihr unaussprechlich Jammerloos!
Der Schönheit Wert, des Weihen Trachten
Ist nach dem Wort ein Ringen bloß.

Die Welt ist Schmerz, der unermessen —
Sie sucht das Wort, das ihn umspannt . . .
Und sinkt in's Nichts einst und Vergessen,
Wenn das Erlösungswort sich fand.

7. Lebenstendenz.

Ich wollt' als Kind mich zu den Sternen schwingen
Und ihren Schimmer halschen mit den Händen;
Ich wollt' den kühnen Blick zur Sonne wenden
Und ungeblendet ihren Glanz durchbringen.

Ich wollt' als Mann nach jenen Sternen ringen,
Die Lieb' allein dem Leben weih' zu spenden;
Ich wollt' den kühnen Geist erforschend kenden,
Die Wahrheit ungeblendet zu erzwingen.

Des Kindes Ländeln — ward des Mannes Streben!
In Hoffen und Verzagen schwankt' mein Leben,
Zur bitteren Thräne schmolz mein Sehnen, Lieben.

Nun ist's vorbei! Die Sterne sind erblichen,
Der Sonne Strahlen fremd hinabgewichen,
Die Thräne nur ist noch im Aug' geblieben.

8. Im Walde.

Im Wald, im Schattenkühlen,
Bewegt mich süß und still
Ein tiefberuhigt Fühlen,
Das nichts erlangen will.

Nicht Blüthe sproßt den Fichten,
Nicht Frucht in ihrer Ruh';
Sie weh'n für solch' Verzichten
Wie gleichen Freieben zu.

*) Vergl. Heft 1 der „Neuen Monatshefte.“

9. Der Winter.

Der Winter geht zu rasch dahin!
 Wie stärkt sein tödtlich Erstarren!
 Denn gleich entlarvten Betrügern flieh'n
 Vor ihm die Hoffnung, das Harren.
 Er deckt mit seiner Todesruh
 Das Heuchlerantlig der Schöpfung zu,
 Kein Welken soll uns betrüben.

Der Winter muß zu rasch dahin,
 Er möchte weiter begraben.
 Verschneiter Wald! Es trüchzen darin
 Die wahrheitsliebenden Raben.
 Sie nicken einander zu so schlau,
 Sie wissen, wie viel es werth genau,
 Was Lenz und Liebe versprochen.

Wie lang ist's her? — es sind ja noch kaum
 Die letzten Blätter gefallen —
 Da schlugen auf dem blühenden Baum
 Die törichten Nachtigallen.
 Sie schlochten, daß wiederkehr' das Glück,
 Als brächte die Sehnsucht je zurück,
 Was nie und nimmer gewesen.

Dort hängt ein verwittert Gnadenbild,
 Vor dem man Liebe versprochen,
 Und was dem Sturm das Heilige gilt,
 Das er entfärbt und gebrochen,
 Das gilt der schönen Menschennatur,
 Der Liebe Glück und der Liebe Schwur;
 Die Raben erzählen's trüchzend.

Und dennoch, Herz voll Trauer, vernimm
 Des Winters schweigende Lehren:
 Er ist die Ruhe und nicht der Grimm!
 Drum jagne selbst dein Entbehren.
 Es zeigt, daß in dir unnenndbar lebt
 Ein Glück, das über der Erde schwebt —
 Und einzig Glück ist auf Erden.

10. Monolog.

Wie kalt ich bin, der ich durch Thränen einst geliebt!
 Der Schmerz, der überfließ, hat sich zum Eis verdickt.

Gebrochen war mein Herz. Die Sorg' für Weib und Kind,
 Die nimmermüde Noth hat mir's — zur Noth geknickt.

„Viel Blumen blüh'n dir noch!“ So ruft zum Trost der Freund.
 Nicht weiß der gute Freund, daß heimlich sie geknickt.

Ich kenne mich nicht mehr! Wo ist mein Saßen hin?
 Wenn ich den Spiegel seh, wie da mein Herz erschrickt!

Bin ich so bleich und alt? Ein Grauen saßt mich an,
 Mir hat ein fremdes Haupt vertraulich zugenickt.

Ich bin des Lebens müd'! Noch hat kein Todter je,
 Taß er des Todes müd', uns Kunde zugeschildt.

Der neue Name.

Von G. Ferdinand Meyer.

Zwei, die sich begegnet, ruhten
Einst in Tempe's schönem Thal;
Neben einer Quelle fluten
Theilten sie das Reijemahl.

Und der Eine bat den Andern:
„Freund, dein Wesen sagt mir zu,
Gh' wir auseinander wandern
Kennst mir deinen Namen du.“ —

„Welchen Namen? Meinen alten?
Meinen neuen, der mein Hort?“ —
Der Gefährte sagt: „Entfalten
Sollst du mir dein Räthselwort.“ —

„Höre denn: In jungen Tagen
Ueberhäumte mich der Wuth,
Frevet trieb er mich zu wagen
Und ich schwelgt' in Wein und Blut.“

Jurien folgten mir, vom Schlangen
War umstrickt die Brust mir schon
Und ich stürzte bleich mit bangen
Schritten aus der Stadt davon.

Flüchtend auf des Berges Zinne,
Blitt ich aus in wildem Lauf,
Dunkel wurden mir die Sinne,
Seltsam aber wach' ich auf.

Ueber baumgefüllte Matten
Hauchten Lüfte frisch und rein.
War ich auf der Flux der Schatten?
War ich in der Sel'gen Hain?

Durch die Aue sah' ich wandeln
Weißgekleidet eine Schar,
An den Füßen leichte Sandeln
Und den Myrtenkranz im Paar.

Eine dieser Lichtgestalten
Hatt' im Leben ich gekannt,
Oft verkehr' ich mit dem Aelien,
Denn er war mir blutverwandt.

Und er wackte mir entgegen,
Bot die Lippen mir zum Kuß.
„Glück zu deinen neuen Wegen,“
Grüßt' er, „o Thespepius!“

Und ich frug den wunderfamen
Aelien: „Sag' mir, wie du's meinst —
Trag' ich einen neuen Namen?
Arhäus hieß ich einst.“

Wieder aus den Silberloden
Sprach er freudenvoll mir zu:
„Wandle fúrder unerschroden.
Wie ich sagte, heißest du.“ —

Da verblaßten rings die Bilder,
Aus der selgen Aue Glück
Raffte mich ein schwarzer wilder
Sturm in diesen Leid zurück.

Blutend lag ich, schwer verwundet
An des steilen Berges Fuß,
Doch die Seele war gesundet
Durch des neuen Namens Gruß.

Wieder kehrt' ich in das Meine,
Doch ein Anderer, als ich war;
Mich erschloß dieser reime
Neue Name wunderbar.

Lächle nicht! — Durch Fabeldinge,
Reinst du, ward mein Herz gefreit.
Sei's. Ein Traum mit lichter Schwinge
Hat mich von mir selbst befreit.“ —

Gedichte.

Von Wilhelm Jensen.

Bergesstille.

Die Weiden rinnt aus schwülen Mittagsdüften
Ein leichtes Zittern durch den Bergeshain
Und pflanzt sich schauernd fort durch Markt und
Wein,
Wie Geisterhauch aus ob' verscholl'nen Gräften.

Die weichen Nebel steigen aus den Klüften
Und tanzen um das graue Felsgestein,
Und sonderbar im lichten Tageschein
Weht ein gespenstisch Treiben in den Räften.

Und mälig überkommt's dich bang und banger,
Als wach' ein Etwas auf in deiner Seele,
Das schlafen muß — und hastig angstbekommen

Gilft du davon, als ob der Blumenanger
Ihr eignes tödtliches Geheimniß hehle,
Das dem mit Wahnsinn bindet, der's vernommen.

Wald in der Mark.

Im feine Fähe schlingt mit braunem Band
Die Haide sich, darob die Schatten jagen;
Kein Vogel singt, nur knirschend zieht der Wagen
Eintönig vorwärts durch den tiefen Sand.

Ein Windstoß schauert durch den Föhrentand,
Auf dem die Sonne liegt, und murmelnd tragen
Die dunklen Wipfel weiter feine Fragen
Und nicken ernst geheimnißvoll in's Land.

Und schläfrig zuckt die Wimper auf und nieder,
Und auf und nieder drehen sich die Speichen,
Die schläfrig durch die tiefen Gleise schleichen.

Dann plötzlich schweifen müd' und halb die Lider
Dem Habicht nach, der aus den dürrn Eichen
Mit heißem Schrei aufsteigt, und sinken wieder.

Herbstfrühling.

Heber die Stoppel ein Bettlerkind,
Rast, blutend der Fuß, das Haar im Wind —
Einen Korb mit Aehren und Blumen am Arm,
Umgaulelt von Falter- und Bienenschwarm.
Und darüber die Sonne, ein goldener Ball,
Und darüber der Himmel, ein blauer Crystall —
Heber die Stoppel ein Bettlerkind
Mit nackten Füßen, das Haar im Wind.

Und über die Jahre, Bettlerkind,
Ein Lumpengemach, durchpflissen vom Wind,
Erscharrt im Frost, kurztaumelnder Laß
Hohlhängiges Pfand an der welken Brust;
Und darüber des Hungers wildbrennende Gier,
Und darüber der Wahnwitz, ein trallendes Thier —
Heber die Stoppel, Bettlerkind,
Laß rinnen dein Blut in Sonne und Wind!

Lessing's Nathan der Weise.

Von Julius Fürst.

Lessing's letzte und hervorragende Schöpfung ist der „Nathan“. So viel über dieses Gedicht schon gesprochen und geschrieben worden, eine erneute Besprechung desselben bedarf keiner Entschuldigung, sofern nur die Besprechung sich des Gegenstandes nicht unwerth erweist. Denn jedes hervorragende Werk des menschlichen Genius bietet jedem neuen Betrachter neue Seiten der Beurtheilung dar.*)

Das Lustspiel „Die Juden“.

Wenn gleich der „Nathan“ das letzte Werk Lessing's ist, das Ergebniß seines gereiftesten Denkens; so geht die das Gedicht beherrschende Grundanschauung doch bis in die Jünglingsjahre des Dichters zurück.

Schon 1749 hatte er in dem Lustspiele „Die Juden“ kühn den Angriff eröffnet auf das allgemein herrschende Vorurtheil gegen die damals gedrückte, gehähte und verachtete Volksklasse der Juden.

Wie sehr Lessing den Nagel auf den Kopf getroffen, zeigte sich, als das Lustspiel im Jahr 1754 im Druck erschien. Professor Michaelis in Göttingen, einer der wohlwollendsten und freisinnigsten Gelehrten jener Zeit, rühmte in dem „Göttinger Gelehrten Anzeiger“ die edle Tendenz des Stückes, das Unbillige des Judenhasses nachzuweisen, hielt es aber für höchst unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich, daß unter Juden ein solch edler Charakter existire, wie ihn Lessing in dem Reisenden dargestellt, ja daß selbst die mittelmäßige Tugend sich höchst selten unter ihnen finde.

Wenn ein Michaelis sich so aussprach, um das durch Erziehung und Gewohnheit tiefhaftende Vorurtheil vor seinem Gewissen zu rechtfertigen, so läßt sich daraus ermesen, wie erst der nichtgelehrte Theil des Publikums, die gebildete Mittelklasse über die Juden dachte.

In seiner Antwort an Michaelis sagt Lessing, daß er eigentlich nur zu beweisen habe, daß es ihm gelungen sei, das Bild eines so edlen Gemüths unter Juden in seiner Dichtung wahrscheinlich zu machen. Auf den Einwand, daß in der Wirklichkeit solch edle Charaktere, wie sie auch unter Christen selten seien, unter Juden nicht vorkommen, habe er sich eigentlich nicht einzulassen. Aber höher als Schrift-

*) Die wichtigste Aufgabe für eine neue Betrachtung des „Nathan“ wäre die Untersuchung über das Verhältniß des Deismus zu den fortgeschrittenen philosophischen Entwicklungszielen der Gegenwart. Gerade hierauf hat der Verfasser verzichtet und so die tiefste Anknüpfung sich entgehen lassen. Wir haben gleichwohl gern seiner Abhandlung einen breiteren Raum gönnen wollen, weil sie mancherlei neues Quellenmaterial übersichtlich gruppiert. Man kann in dieser reichlichen vergeßlichen Zeit nicht oft genug den Blick auf die milde Größe Lessing's zurücklenken.

stellerruhm stehe ihm die Liebe. Eben jenes Vorurtheil, welches Michaelis ausgesprochen, habe er durch dieses Lustspiel als ungerecht und lieblos zu beseitigen gesucht. *)

Das Lustspiel „Die Juden“ hat für uns nur noch kulturhistorische Bedeutung.

Die Welt hatte seitdem in Moses Mendelssohn einen Mann kennen gelernt, welcher aus ärmlichen Verhältnissen, aus dem tiefen Drucke, unter welchem seine jüdischen Glaubensgenossen damals litten, sich emporgearbeitet, und durch den Adel seiner Gefinnungen, durch seine literarische und populärphilosophische Thätigkeit, die allgemeine Achtung erworben hatte. Ramentlich hatte der im Jahre 1767 erschienene „Phädo“, in welchem Mendelssohn die Unsterblichkeit der Seele in der ebelsten Sprache zu erweisen suchte, dem Verfasser die freudigste Anerkennung erungen. Fürsten und Gelehrte bezeugten ihm ihren Dank.

Lavater's Aufforderung an Mendelssohn.

Aber wie die Menschen gemeinlich am zähesten sind im Festhalten an Vorurtheilen, so trat nun das von Lessing anderthalb Jahrzehnte vorher öffentlich bekämpfte Vorurtheil von Neuem auf, nur in neuer Gestalt.

Da man nämlich nun einen Mann aus jener verachteten Volksklasse wegen seines Charakters, wie wegen seiner Schriften zu achten sich gedrungen sah, so urtheilte man, kann er das, was er geworden, nicht seiner Religion verdanken, er muß seine jüdische Religion innerlich schon überwunden haben, er muß im Herzen Christ sein.

Von dieser Voraussetzung ausgehend, übersendete Johann Kaspar Lavater, Diakonus in Zürich, im Herbst 1769 die von ihm übersehte Schrift des Genfer Professors Bonnet „Untersuchung der Beweise für die Wahrheit des Christenthums“ an Mendelssohn mit einer Widmung, in welcher er ihn feierlich beschwor, die in der übersendeten Schrift enthaltenen Beweise für die Wahrheit des Christenthums öffentlich zu widerlegen, oder zu thun, wie er sich ausdrückte, was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit gebieten, zu thun, was ein Sokrates gethan haben würde, wenn er jene Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte.

Dieser Schritt Lavater's erregte allgemeines Aufsehen und ebenso allgemeine Mißbilligung. „Jedermann,“ schreibt Nicolai an Lessing, „sogar alle hiesigen Theologen mißbilligen Lavater's Schritt.“ Man erblickte in diesem Vorgehen ein Zurücksinken in jene Gefühlschwärmerei, welche in vergangenen Jahrhunderten die nicht mit allen Kirchenlehren Uebereinstimmenden und die außerhalb der Kirche Stehenden aus Liebe einlud, für ihrer Seele Heil und Seligkeit zu sorgen, und zum wahren Glauben sich zu wenden; eine Gefühlschwärmerei, welche in Fanatismus und Glaubensverfolgung gegen Diejenigen ausgeartet war, die ihre Ueberzeugung nicht ändern konnten und nicht verläugnen wollten. Mendelssohn erwiderte in würdiger Weise, daß er schon früher veranlaßt gewesen, seine Religion zu prüfen, und daß, wäre er nicht tief von der Wahrheit derselben durchdrungen, Rücksichten auf Vortheil und äußere Ehre ihn zu allem Anderen eher gerathen haben würden, als bei seiner Religion zu verharren. Uebrigens sei der christliche Glaube von deutschen Denkern viel gründlicher vertheidigt worden, während mit Bonnets Gründen er jedwede Religion zu vertheidigen sich getraue. Denn Offenbarung und Wunder seien Thatsachen, deren Wahrheit und Richtigkeit nur durch Uebersieferung, Zeugnisse und Monumente belegt werden könne. Kann ich verlangen, sagt er, daß Sie meinen Vätern mehr Glauben schenken als den Ihrigen? Möge man auch fortfahren, seine Religion zu schmähen; er wünsche, die verächtliche Meinung über Juden mehr durch Tugend, als durch Streitschriften zu widerlegen. Er fühle sich nicht berufen, seine Mitbürger in Dem anzugreifen, was ihnen das Theuerste und Heiligste, um so weniger, als seine

*) Lessing, Schriften XII. 27.

Religion ihn lehre, daß alle tugendhaften und rechtschaffenen Menschen der Seligkeit theilhaftig würden, weß Glaubens und Bekenntnisses sie seien. „Lassen Sie uns vielmehr,“ fährt er fort, „die uns gemeinsamen Wahrheiten ausbreiten. Ist es ja Ihrem jüdischen Freunde nach den Gesetzen Ihres Vaterlandes nicht einmal gestattet, Sie in Zürich zu besuchen.“

Der Schriftenwechsel dauerte bis 1772.*)

In diese Zeit und in diese Verhältnisse fällt der erste Entwurf von Lessing's „Nathan“. Ueber anderen Arbeiten, namentlich der Emilia Galotti, ward der Entwurf nicht weiter gefördert. Nach der Rückkunft von seiner Reise nach Italien im Jahre 1776 hatte Lessing, wie er an seinen Bruder schreibt, den Nathan vollends auf's Reine bringen und zum Druck fördern wollen.**) Aber erst in Folge seiner durch Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente hervorgerufenen Kämpfe mit dem Hauptpastor Böhe in Hamburg, nachdem die braunschweigische Regierung ihm verboten hatte, irgend etwas in Sachen der Religion drucken zu lassen, ging Lessing an die Vollendung des Nathan.

Die Seele des Drama's, der leitende Gedanke darin ist, daß Frömmigkeit des Herzens, Gerechtigkeit und Liebe dem Bekenntnisse des bestimmten positiven Glaubens erst die rechte Weihe ertheile. Der Dichter geht in dem Gedichte von der Weltanschauung aus, welche die damalige Zeit mehr oder weniger beherrschte, und welche man mit dem Namen Deismus bezeichnet.

Um zum vollen Verständniß des „Nathan“ zu gelangen, wird es gut sein, sich das Wesen des Deismus, dessen Entstehen, Wachstum und Verbreitung klar zu machen.

Die deistische Weltanschauung.

Die Glaubensstreitigkeiten und Religionskriege, welche im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die Völker Europa's in steter Unruhe erhielten, hatten schon damals in ruhigen Geistern das Nachdenken angeregt. Da die verschiedenen Religionsparteien sich auf das Schriftwort beriefen, so lag die Frage nahe, welche Schriftauslegung die berechtigte, welches Religionsbekenntniß mithin das richtige, und welches der Prüffstein der richtigen Schriftauslegung, des allein wahren Religionsbekenntnisses sei.

Jene Denker beantworteten sich diese Frage dahin, der Prüffstein der richtigen Schriftauslegung und des allein wahren Religionsbekenntnisses könne nur die Vernunft sein.

Sie unterschieden nun in der Religion solche Lehren, auf welche der menschliche Geist schon durch die Thätigkeit der Vernunft komme, und solche, welche über die Fassungskraft der menschlichen Vernunft hinausgingen. Die ersteren seien Gemeingut aller Völker, auch der Heiden, und bildeten einen Bestandtheil der geoffenbarten Religionen. Diese enthielte aber außerdem noch jene übernatürlichen Lehren, auf welche die Vernunft von selbst nicht gekommen sein würde. Was von diesen übernatürlichen Lehren mit der Vernunft im Widerspruch sei, das sei unwahr und menschliche That.

Weil aber die natürliche Religion mit ihren Vernunftwahrheiten allen Religionen mehr oder weniger gemeinsam sei, darum könne keine geoffenbarte Religion ausschließlich die Wahrheit enthalten, der Glaube an Offenbarung sei auch nicht unbedingtes Erforderniß der ewigen Seligkeit. Und deshalb müsse man Jedem den freien Gebrauch seiner Vernunft lassen, und es dürfe Niemanden eine Religion aufgezungen werden.

Der Erste, der diese Gedanken aussprach, war Lord Cherbury, Gesandter König Jakobs I. am französischen Hofe.

*) Siehe Anbjerling, Moses Mendelssohn. Sein Leben und seine Werke. S. 201 ff.

**) Lessing's Werke XII. 514.

Nach Eberbury sind Naturbetrachtung und Instinkt, d. h. Beobachtung und sittliches Gefühl die Quellen der Erkenntniß. An diesen beiden Erkenntnißquellen seien die Religionen auf ihre Nichtigkeit zu prüfen. Jene zwei Erkenntnißquellen lehren uns fünf Grundsätze: es ist ein Gott; Gott ist zu verehren; die würdigste Gottesverehrung ist ein tugendhafter Lebenswandel; wir sollen unsere Fehler bereuen und ablegen; es gibt für das menschliche Thun eine Vergeltung hier und im ewigen Leben.

Was diesen fünf Grundsätzen widerspreche in den positiven Religionen, sei unwahr; was ihnen nicht widerspreche, könne wahr sein. Der Glaube habe nur insofern Werth, als er des Menschen wahres Eigenthum, und nicht nach dem Willen Anderer angenommen sei. Jeder Mensch werde nur nach seinem eigenen Glauben beurtheilt von Gott, nicht nach dem absolut wahren. Die Wirklichkeit der Offenbarung lasse sich nicht beweisen, der Glaube an Offenbarung sei auch nicht Bedingung der ewigen Seligkeit.

Ähnliche Grundsätze sprach der englische Rechtsgelehrte Matth. Tindal aus. Bezeichnend ist schon der Titel seiner Schrift: „Das Christenthum so alt wie die Welt, oder das Evangelium, eine Wiederverkündigung der natürlichen Religion.“ *)

Er sucht darin auszuführen, daß die Wahrheiten der natürlichen Religion ursprünglich Gemeingut aller Völker gewesen, aber durch menschliche Thaten, Irrthum und Täuschung seien diese Wahrheiten im Laufe der Zeiten entstellt und gefälscht worden. Der Zweck des Christenthums sei gewesen, diese Wahrheiten der natürlichen Religion wieder in ihr Recht einzusetzen.

Zu derselben Zeit führte Hugo Grotius das positive Recht auf das Naturrecht zurück, und leitete dieses von der Vernunft ab.**)

Christian Thomassius verbreitete diese Lehren auf den Hochschulen Deutschlands. Wie es ein positives Recht gebe und ein Naturrecht, so gebe es auch eine natürliche Religion neben den positiven Religionen. Um wahr zu sein, müßten diese mit der natürlichen Religion übereinstimmen. Ueberzeugung und Bekenntniß dürfe der Staat nicht erzwingen.

Diese Lehren fanden auch bei den Theologen Eingang. Bei diesen ward die Verbreitung jener Lehren durch den Umstand begünstigt, daß die Begründer des Pietismus, Phil. Jak. Spener und Herm. Aug. Franke, obwohl sie die Anschauungen der Deisten über Offenbarung und natürliche Religion durchaus nicht theilten, mehr auf Herzensfrömmigkeit drangen, und den Streit über Dogmen für unerwünscht hielten.

Am eingehendsten wurde aber die deistische Weltanschauung philosophisch begründet in England durch Locke, in Deutschland durch Leibniz. Ersterer zog auch die praktischen Folgerungen.

Nach Locke ist Wahrnehmung und darauf gebaute Reflexion die Quelle aller Erkenntniß. Auch Religion und Sittenlehre beruhen auf jenen Erkenntnißquellen. Angeborene Ideen gebe es nicht. Was durch die Vernunft entdeckt werden kann, ist auch durch die Offenbarung zu erlangen möglich, aber nicht mit dem gleichen Grade der Gewißheit. Die Offenbarung darf keiner evidenten Vernunftwahrheit widersprechen. Die natürliche Religion sei ebenso im Islam, wie im Christenthum und Judenthum enthalten. Der Glaube dürfe nicht nur nicht erzwungen werden, sondern der Staat dürfe auch keinerlei Rechtsbeschränkung auf Grund der Glaubensverschiedenheit eintreten lassen.

*) Christianity as old as the creation, or the Gospel the republication of natural religion.

**) In seinem Werke „de jure belli et pacis“ geht er so weit, zu sagen: „Diest hier dargelegten Bestimmungen würden auch Platz greifen, wenn man annehme — was freilich ohne die größte Sünde nicht geschehen könnte, — daß es keinen Gott gebe, oder daß Gott sich um die menschlichen Dinge nicht bekümmere.“ Siehe Hugo Grotius „Ueber das Recht des Kriegs und Friedens“, übersetzt von Kirchmann. Einleitung §. 11.

In England hatten Locke's Lehren nicht die Kraft, die Strafgesetze gegen Katholiken oder die Rechtsbeschränkungen, unter welchen Katholiken und Dissidenten litten, aufzuheben. Nur wurden unter dem Einflusse seiner Lehren die Strafgesetze gegen Katholiken seit der Regierung Wilhelms III. ignoriert und nicht ferner gehandhabt.

Dagegen war es Locke vergönnt, seinen Anschauungen thatsächliche Geltung zu verschaffen, als er im Jahre 1663 im Auftrage des Lord Shaftesbury, des Lord Clarendon u. A. für die englische Colonie Carolina in Nordamerika eine Verfassung ausarbeitete. Unbeschränkte Religionsfreiheit bildet eine der Bestimmungen dieser Verfassung.

Mit größerer Tiefe hatte in Deutschland Leibniz diese Ideen philosophisch begründet. Religion ist nach ihm Liebe zu Gott, als dem Urbilde des Wahren, Schönen und Guten. Die Liebe zu Gott und dessen Vollkommenheiten und die Freude an denselben sei die festeste Stütze der Tugend. Auch die Heiden, wenn sie ohne eigene Schuld im Irrthume seien, könnten der göttlichen Gnade theilhaftig werden. Denn zur Erlangung derselben genüge ein reiner Wille. Die Ideen der Gerechtigkeit seien den Seelen der Menschen eingeboren.

Christian Wolf verarbeitete die von Leibniz in vielen Schriften zerstreut ausgesprochenen Ideen zu einem System, und machte sie zum Gemeingut aller Gebildeten.

In England hatte Lord Shaftesbury die Lehren Locke's in seiner, geglätteter Sprache dem Geschmacke der vornehmen Kreise angepaßt. Die Grundlage der Religion und ihr vorausgehend ist nach ihm das Gefühl des Sittlichen. Das Geschichtliche der Religion ist dem Zweifel unterworfen. Für die Wahrheit der christlichen Offenbarung sind nicht äußere Beweise maßgebend, sondern der Inhalt. Das wahre Wunder ist die Ordnung der Welt. Nur wenn wir Liebe üben, können wir die Liebe Gottes loben.

Diese Ideen fanden auf den Kanzeln Verbreitung durch Spalding, Jerusalem, Teller, Zollikofer u. A.

Culturhistorische Bedeutung des „Nathan“.

Wie aus dem Vorangegangenen ersichtlich, sehen wir im „Nathan“ nicht einen in Lessing's Geiste selbstständig entstandenen Ideengang. Lessing hatte vielmehr in diesem Dichterwerk das Ergebnis der Geistesarbeit zweier Jahrhunderte dargestellt. Es wird hierdurch des Dichters Verdienst nicht im Mindesten geschmälert; es begründet dieser Umstand vielmehr einen bleibenden Ehrenplatz Lessing's in der Cultur-entwicklung der Menschheit.

Denn bisher hatten diese freieren Anschauungen vorerst blos theoretische Geltung, und noch war es nicht gelungen, ihnen thatsächliche Anwendung auf das gesellschaftliche und staatliche Leben zu verschaffen. Noch hatte die Bestimmung des westphälischen Friedens, daß der Landesherr unbedingter Gebieter über das Gewissen seiner Untertanen sei, unbeschränkte Geltung. Die Austreibung der Salzburger Protestanten ist nur eines der grelleren Beispiele der Anwendung jener Bestimmung. In dem lutherischen Frankfurt a. M. duldete man nicht, daß sich die Reformirten ein Bethaus innerhalb der Stadt errichteten. Als der Erbprinz von Hessen-Cassel zur katholischen Kirche überging, mußte er sich gegen seinen Vater und die Stände des Landes verpflichten, daß er, zur Regierung gelangt, keinem Katholiken ein Staatsamt zu verleihen, und die Rechte der Katholiken nicht erweitern werde.^{*)}

Nur Friedrich II. von Preußen war hochgefinnt genug, um zu gestatten, daß ein Jeder seiner Untertanen sein Seelenheil nach seiner eigenen Anschauung zu fördern suche.

^{*)} S. Schloffer, Gesch. d. 18. Jahrh.

Aber selbst hier, wie allenthalben in Europa mit Ausnahme der Niederlande, wurden die theoretisch ausgesprochenen Lehren der Gewissensfreiheit und unterschiedslosen Menschenliebe nur auf Christen verschiedener Confectionen, nicht auf Juden angewendet. Und es ist der unvergängliche Ruhmestitel Lessing's, daß er diese Lehren der Gewissensfreiheit und Menschenliebe in ihrer vollsten Ausdehnung in einem Kunstwerke dem Volke plastisch vorführte, und so am eindringlichsten lehrte.

• Ist die Zeit der Kreuzzüge passend gewählt?

Die Zeit, in welche der Dichter die Entwicklung seiner Ideen verlegt, ist die des dritten Kreuzzuges. Es kann auffallend erscheinen, und ist in der That von Wischer, Strauß u. A. gerügt worden, daß der Dichter den Gedanken der gerechten und liebevollen gegenseitigen Beurtheilung der Bekenner der verschiedenen Religionen gerade in eine Zeit der gewaltigsten Religionskämpfe verlegt, welche die Welt je erlebt hat.

Lessing selbst scheint solchen Einwurf zu bestätigen. Denn in der Dramaturgie I, 7 spricht er bei Beurtheilung des „Olinth und Sophronia“ von Gronof den Tadel aus, daß der Dichter in einem Stücke die Toleranz predigen läßt, dessen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge, die in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen geworden seien.

Allein es läßt sich wohl voraussetzen, daß ein so klarer Denker wie Lessing den Fehler, den er zwölf Jahre vorher an einem Gronof getadelt, nicht selbst begeht. Lessing's Tadel trifft wesentlich den Umstand, daß der Dichter Gronof den Olinth nicht als Individuum, sondern als Vertreter der Kreuzfahrer, die doch wesentlich durch Fanatismus und Religionshaß getrieben waren, die Toleranz und Menschenliebe verkünden läßt, und hingegen die Muselmanen unterschiedslos als Vertreter des Fanatismus darstellt. Lessing hingegen läßt im „Nathan“ von Keinem der drei Religionsverwandten die Ideen der Toleranz und Menschenliebe im Namen der Gesamtheit seiner Glaubensgenossen verkündigen, sondern nur als eine individuelle Lebensansicht. Der Dichter hat den Gedanken zur Darstellung gebracht, daß selbst die heftigsten Religionskriege in einzelnen hervorragenden Geistern von verschiedenen Religionsbekenntnissen das Nachdenken zu wecken vermögen, ob nicht in den verschiedenen Bekenntnissen ein gemeinsam Religiöses sich finden lasse, und ob nicht das Anerkennen dieses Gemeinsamen selbst mitten im Wirbel der erbitterten Kämpfe ein liebevolles gegenseitiges Verhalten hervorzurufen im Stande sei. Sehen wir ja wirklich, daß unter dem Wüthen des dreißigjährigen Krieges und während der Religionskämpfe in England diese Anerkennung des gemeinsamen sittlichen Gehaltes der Confectionen und die Forderung der Religionsfreiheit von den englischen Freidenkern theoretisch begründet ward.

Es ist ferner zu erwägen, daß gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Begeisterung für die Kreuzzüge bei den Königen Europa's bedeutend im Abnehmen war, wie sich amavklich, „oi „Pijlop, „Kagh, „ah „Vichard „Emvohrei „jaghe. „acky „rou „vack „in nähere Berührung der Christen und Muselmanen der Glaubenshaß zwischen Beiden einer milderen Beurtheilung und gegenseitigen achtungsvollen Anerkennung gewichen. Und daß hier nicht bloß von Möglichkeiten die Rede ist, beweist fünfzehn bis zwanzig Jahre später der deutsche Kaiser Friedrich II., welcher das hervorragendste Beispiel der Toleranz und Humanität in jenen Zeiten war. Ein Philosoph auf dem Throne, wie ihn Schloffer nennt, erklärt er sich in dem neuen Gesetzbuche seiner Reiche aus Rücksicht gegen den feindseligen Paps und die damalige Volkseinnung sehr stark gegen Häretiker, verlangt aber völlige Duldung für Alle, die einen anderen Cultus, als

den der christlichen Religion öffentlich ausüben, für Juden und Moslems. Von derselben Gesinnung war sein Kanzler befeelt.*)

Ein Beweis der Ribellirung der Gegensätze aber schon zu Richards Zeit ist die Thatfache, daß Richard Löwenherz, ungeachtet seiner Grausamkeit und seiner Treulosigkeit, doch durch vitterlichen Muth die Bewunderung der Moslems erworben hatte.

Ebenso sollten die Kreuzfahrer dem großherzigen Saladin aufrichtige Bewundrung und Hochachtung. Der Ruf seiner Milde und Großmuth war bis in's Abendland gedungen, und noch 150 Jahr später wird er in Boccaccio's Decamerone als Muster eines edlen, hochgesinnten Herrschers dargestellt.

So konnte denn Lessing mit vollem Rechte den Gedanken der durch Glaubensverschiedenheiten unbeeirrten Menschenliebe durch einzelne hervorragende Persönlichkeiten verschiedener Religionen selbst in jenen Zeiten der Kreuzzüge vertreten lassen, ohne gegen die historische oder poetische Wahrheit zu verstößen.

Charakter Nathans.

Am Klarsten und Bewusstesten wird des Gedichtes Grundgedanke dargestellt durch Nathan, nach welchem das Stück benannt ist.

Man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, er habe das Christenthum in Schatten gestellt und ungerecht behandelt, indem er den Juden Nathan die Grundsätze der Humanität nicht nur am Schärfsten entwickeln, sondern auch auf's Edelmüthigste bethätigen läßt.

Andre wollen diesen Vorwurf durch die Behauptung beseitigen, daß nach Lessing's Darstellung Nathan seine Religion schon innerlich überwunden habe, und erst dadurch zum Vertreter der Humanität befähigt sei, während der Tempelherr und der Klosterbruder mit dem Aussprechen und Bethätigen der Humanität und ihrem Gegensatz zum Patriarchen noch immer innerhalb des Christenthums ständen. (S. Rötischer, Wischer, Strauß, R. Fischer, Stahr.)

Dabei wird also vorausgesetzt, daß eigentlich nur eine latente Christlichkeit Nathans seine vollendete Humanität erkläre, während er vor Ueberwindung des Judaismus nicht hätte dazu gelangen können. Diese Argumentation kommt also ganz auf die Anschauungen Lavaters hinaus, als er seine Aufforderung an Mendelsohn richtete, Bonnets Beweise für das Christenthum zu widerlegen, oder die christliche Religion zu bekennen.

Jene Vertheidigung Lessing's ist schon deshalb eine völlige Verkennung des Dichters und des Dichterswerts, weil es eben des Dichters Absicht war, jenen Hochmuth, im Alleinbesitz der Wahrheit zu sein, in seiner ganzen Gehässigkeit zu zeigen, den Hochmuth, welcher die Andersgläubigen oder die gleich Lessing selbst von einzelnen Dogmen der Kirchenlehre oder der geläufigen Schriftdeutung Abgehenden deshalb gering zu schätzen und zu hassen sich berechtigt glaubt, oder sie als Verdammte bemitleiden zu müssen meint. Das war es ja gerade, was Lessing an Lavater so empört hatte, und nicht unrichtig bemerkt Hebler,**) Lessing habe bei der belehrungsfächtigen Daja, der Wittve eines Schweizers, die aus Liebe quälen muß, weil sie eine von den Schwärmerinnen ist, die den allgemeinen, einzig wahren Weg zu Gott zu wissen wähnen, Lavater im Auge gehabt.

Und Lessing sollte demungeachtet diese Denkwürdigkeit Lavaters: „nur in meiner Religion ist Humanität und Liebe möglich“ zur seinigen machen und verherrlichen? Raumer***) sagt hierauf sehr richtig und wahr: „Lessing hat meisterhaft erwiesen, daß

*) S. Schlosser, Allgem. Gesch. der Zeiten der Kreuzzüge. Bd. 1, S. 390 ff. Der Papst wirft dem Kaiser Friedrich vor, er habe geäußert, der Mensch dürfe nur das glauben, was sich durch Natur und Vernunft beweisen lasse.

***) Hebler, Lessingstudien. S. 14 ff.

***) Zur Geschichte der Literatur. Bd. II. 231 ff.

Hochmuth und Verfolgungssucht in angeblich religiösen Dingen überall verdammlich sind, daß Juden, Mohamedaner und Christen hiervon gleich überzeugt sein können und sollen. . . . „Der Dichter zeigt die Möglichkeit, die Pflichtmäßigkeit, die Würde der Tugend und Sittlichkeit für alle Religionen. Dem Standpunkte Lessing's unter den Christen gemäß mußte er aber ganz natürlich schärfer aussprechen und darstellen, wie weit ihre Ansicht und ihr Thun sich nur zu oft vom wahren Christenthum entfernten. „Die Bevorzugung einer Religion hätte die Erzählung von den Ringen und den Zweck des Werkes vernichtet.“

Nicht nur die Grundanschauung Lessing's und sein Zweck verboten ihm die Begünstigung seiner eigenen Religion, sondern noch mehr seine hohe Unparteilichkeit und seine strenge Wahrheitsliebe. Er wußte aus der Antwort Mendelsohn's an Lavater, daß die ältesten Rabbinen wie die Rabbinen des Mittelalters und die seiner Zeit lehrten, „daß nach der Lehre des Judenthums die rechtschaffnen Menschen ohne Unterschied der Religionen der Seligkeit theilhaftig würden, und daß das Gebot der Nächstenliebe sich auf alle Menschen erstreckte.“ *)

So ist denn Lessing's Lehre: „es glaube Jeder seinen Ring den ächten und suche die Kraft desselben zu bewähren, wie Mendelsohn, des Dichters Freund sich ausdrückt, durch Tugend eher, als durch Streitschriften; wie der Dichter sagt, durch unbestochene, von Vorurtheilen freie Liebe.“

Zudem ist wohl zu beachten, daß der Dichter seinen Gedanken durch je zwei Vertreter der drei Religionen aussprechen läßt.

Wenn Lessing aber dennoch den Nathan die Idee des Gedichtes am klarsten und mit dem vollsten Bewußtsein aussprechen läßt, so that er dies mit aus einem feinen psychologischen Blicke.

In der Regel ist es nämlich nicht der Mächtige, welcher die sittlichen Grenzen seines Rechtes untersucht. Ihm reicht sein Recht, soweit seine Macht sich erstreckt. Der Unterdrückte vielmehr, der Unrecht Leidende ist es, welcher naturgemäß nach der Berechtigung der Gewalt fragt, unter welcher er leidet. Bei dieser Untersuchung der Grenzen seines Rechtes ergibt sich ihm, daß, was er bei Andern als ungerecht tabeln muß, auch er selbst nicht üben dürfe, selbst wenn er die Macht hätte, Unrecht mit Unrecht zu vergelten.

So waren es die Niederländer, welche im Kampfe gegen spanische Unbuddsamkeit, nach Abwerfung des spanischen Joches die Religionsfreiheit waltten ließen.

So hatten die im sechzehnten Jahrhundert wegen Glaubensdruck ausgewanderten englischen Katholiken in der amerikanischen Colonie Maryland die Freiheit der Culte verkündet.

Und so waren es zu des Dichters Zeiten die Vertreter der amerikanischen Colonien, welche gegen die willkürliche Besteuerung durch das Mutterland die Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers erließen.

Und eben deshalb hatte der Dichter eine solche Persönlichkeit gewählt, welche als Glied einer gedrückten Glaubensgenossenschaft den von den herrschenden Religionen ausgeübten Glaubensdruck am Härtesten fühlte, und demgemäß über die Berechtigung des Druckes den größten Anlaß hatte nachzudenken; er konnte demnach die Ergebnisse dieses Nachdenkens auch am klarsten aussprechen und entwickeln. In ihm mußte uns auch

*) Hebler a. a. O. bemerkt: „Die Rangordnung der Personen ist nicht eine Rangordnung ihrer positiven Religionen, sondern ergab sich theils aus der Bestimmung des Stüdes für ein christliches Publikum, dessen Vorurtheile es zu bekämpfen galt. Daß ein Jude und nicht ein Türke zur idealen Hauptperson gemacht wird, erklärt sich daraus, daß unter den christlichen Vorurtheilen mehr die Juden als die Türken zu leiden hatten, theils daraus, daß Lessing die Erhebung zur vernünftigen Religion in gewisser Hinsicht für einen Juden am leichtesten finden mochte, ohne darum dessen Religion als solche über die anderen setzen zu wollen — nämlich in so fern sie sich in niedrigerer Weltstellung befindet, und hiermit geringerer Verderniß, geringerer Gefahr des Mißbrauchs zu weltlichen Zwecken ausgelegt ist. Daß diese Rücksichten für Lessing viel wogen, beweisen die Figuren des Patriarchen und des Klosterbruders. . .

Lessing den Mann zeigen, der durch das Nachdenken über das erlittene Unrecht gelernt hat, gegebenen Falles selber zu üben, was er von Anderen fordert, der diese Lehren der Humanität nicht bloß im Munde führt, sondern auch durch eignes Thun bewährt.

Wenn nun auch Nathan den das Gedicht beherrschenden Gedanken am Klarsten entwickelt, so stellt ihn der Dichter doch nicht als Mann der Reflexion dar, Nathan „liebt nicht die kalte Buchgelehrsamkeit,“ sagt Recha, und sie urtheilt deshalb, daß auch Sitta „wenig oder nichts gelesen,“ denn sie ist so „schlecht und recht und unverkünstelt, und das sollen die Bücher uns nur selten lassen,“ meint ihr Vater.

Nathan ist vielmehr ein Herrscherr, der auf Reisen Welt- und Menschenkenntniß sich erworben. Er reist durch Wüsten, wo das Auge Tage lang nichts als Sand und Himmel sieht; wo in dem wechsellosen Einerlei der Geist zum Nachdenken über das Erlebte sich aufgefordert fühlt; wo in der Großartigkeit des unendlichen Anblicks die Majestät der Natur und des Schöpfers mit bleibenden Zügen dem Geiste sich einprägt. In dem Wochen und Monate langen einsamen Wandern lernt man die Gesellschafft der Menschen erkennen, deren Schwächen übersehen und mit Rücksicht beurtheilen, so daß man sich von einzelnen Beispielen der Lieblosigkeit nicht zu Menschenhaß hinreißen läßt.

Durch die Schule des Leidens gegangen, im Namen der Religion von den Bekennern der beiden um die Herrschaft streitenden Religionen gehaßt und gedrückt, hat er gelernt über die Religionen nachzudenken, und das Wesentliche, nämlich den Zweck, zu guten Menschen uns zu machen, auch in den anderen Religionen anzuerkennen und zu ehren.

Es ist ihm deutlich geworden, daß der Zweck der Religion nicht das andächtige Schwärmen sein kann, da dies vielfach vom guten Handeln abhält, zu Thaten der Lieblosigkeit und des Hasses führt. Er weiß nicht nur, wie Tempelherrn, wie Christ und Jude denken sollen; er weiß, wie gute Menschen wirklich denken, weiß, daß alle Völker gute Menschen tragen, weß Glaubens und Bekenntnisses sie sind. Er hat über Jud' und Christ und Muselman den Menschen nicht vergessen. Er ist weder durch die erlittenen Grausamkeiten, noch durch die Anhänglichkeit an seinen Glauben, wie er sie vor Salabin bekennt, so verblendet zu urtheilen, nur in seiner Religion könne es gute Menschen geben, und außer derselben sei kein Heil, sondern Verdammniß. Er will die Anhänglichkeit an seine Religion, wie diese es ihn thun lehrt, durch Gottergebenheit, durch Wohlthun, Sanftmuth, Liebe bekunden. Nur der frommen Einfalt des Klosterbruders will er's erzählen, weil die allein versteht, was sich der gottergebene Mensch für Thaten abgewinnen kann.

In seiner wahrhaften Frömmigkeit und Gottergebenheit ist er auch frei von der Engberzigkeit, welche die Wohlthat aufhebt durch den Eifer, das gerettete Kind der Religion der Eltern zu entziehen. Er betrachtet das gerettete Kind als heilig anvertrautes Gut, das er den Angehörigen einst wiedergeben muß, ob auch bald schon siebenfache Lieb' an dies einzige fremde Mädchen ihn band, ob auch der Gedanke schon ihn tödtet, daß er seine sieben Söhne in ihr auf's Neue verlieren soll. Er erzieht das Kind in den Lehren der Vernunft, in der Religion des Herzens, die allen drei Bekenntnissen gemeinsam ist.

Dem entsprechend ist Nathans Wohlthätigkeitsfihn. Wie Daja und Alhafi übereinstimmend von ihm zeugen, gibt er ganz so gerne, ganz so ohne Unterschied, wie Salabin, an Christ und Jud' und Muselman und Parfen. So verschafft die Menschenliebe, die er übt, auch den Lehren, die er entwickelt, leicht Eingang in die Herzen.

Der Tempelherr.

Der zweite Vertreter der Humanität ist der Tempelherr, eine nicht minder edel angelegte Persönlichkeit. Er ist zwar nicht frei von den anerzogenen Vorurtheilen, dem Haß und der Verachtung gegen Juden. Aber er fühlt doch, daß Haß und Verachtung gegen eine ganze Menschenklasse sittlich verwerflich ist, und hat das Bedürfnis, diese Verachtung vor seinem Gewissen zu beschönigen. Es sei die Menschenmälerei, redet er sich ein, die er in den Juden hasse; hier in Jerusalem, meint er, müßten Jedem die Schuppen von den Augen fallen. Er merkt in der Sophistik der Leidenschaft nicht, daß die Kreuzfahrer aus dem Abendland gezogen, sich auf Jud' und Muselman zu stützen, und schiebt den Ursprung dieser frommen Raserei auf die Juden, welche die Einbildung, den rechten Gott zu haben, diesen bessern Gott der ganzen Welt als besten aufzubringen, auf Christ und Muselman vererbt hätten, und daher die eigentliche Schuld an den Gräueln der Kreuzzüge seien. Als Ritter, als Tempelherr, weil die Ordensgesetze es so gebieten, hat er zwar gegen die Moslems gekämpft. Aber sein Herz ist nicht bei diesem Kampfe. Unwillkürlich veräth er bei der ersten Begegnung mit Nathan, mit welchem Aug' er solche Religionskriege betrachtet. Im Innersten seines Herzens birgt er eine innige Liebe zu den Menschen, ein tiefes Mitgefühl für jeden Leidenden. Hochherzig wagt er ohne Bedenken sein Leben, um ein Judenmädchen aus dem Brand zu retten, genug, es ist ein Mensch. Er hält die That für selbstverständlich, die keinen Dank verdiene, schon deshalb nicht, weil ihm sein Leben schon verleidet war, und er es sehr gern für ein andres in die Schanze schlug — wenn's auch nur das Leben einer Jüdin wäre. Dabei begegnet er dem Nathan mit der ganzen Schwere der Verachtung, wie sie der Ritter und zumal der Ordensritter gegen Juden hegte.

So sehr sind selbst edle Naturen von den gesellschaftlichen Vorurtheilen der Zeit beeinflusst. Er kann sich nicht denken, daß ein Jude uneigennützig und dankbar sei. Ganz so hatte Lessing dem Professor Michaelis, der ein edles Gemüth bei Juden für unmöglich hielt, dies Vorurtheil verwiesen, und ihm die sittlich hohe Persönlichkeit Mendelsohns und des Dr. Gomperz vorgehalten.

Aber der verachtete Jude nöthigt dem stolzen Ritter bald Achtung ab, indem Jener erkennt, wie so ein böser Fleck, so ein Brandmal an dem Mantel dem Mann ein bessres Zeugniß redet, als sein eigner Mund, und der Tempelritter ein viel edleres Herz hat und viel edler handelt, als seine von Mißmuth und Menschenverachtung eingegebenen Worte den oberflächlichen Beobachter vermuthen lassen. Ja, er wird beschämt und verwirrt, als Nathan sagt, daß der Tempel gestohlen, um den Dank zu meiden; als Nathan ihm noch die zarte Rücksicht für den guten Ruf des geretteten Mädchens zuschreibt, an welche der Tempel einem Judenmädchen gegenüber gar nicht gedacht hatte. „So sollten allerdings Tempelherrn denken,“ ist seine Antwort.

Er lernt in Nathan einen Mann achten, der das wahrhaft Menschliche auch in den anderen Religionen aufzufinden und zu ehren weiß, der mehr als Jud' und Christ, der wahrhaft Mensch sein will, das Ziel, zu welchem ja die Religion uns bringen soll. Nathan lockt aus dem Tempelherrn seine im Grunde des Herzens ruhende edle Gesinnung hervor (nach welcher derselbe bei der Rettung des Mädchens ja auch schon gehandelt hatte), so daß derselbe die Freundschaft Nathans als eines Gleichgesinnten verlangt.

Auch hier hat Lessing die historischen Verhältnisse der Zeit, in die er sein Gedicht verlegt, richtig wiedergegeben. Die Tempelherrn wurden offen beschuldigt damals, daß sie kriegerischen Anschauungen huldigten und über die Glaubenslehren nicht immer ganz correct dachten. Wäre diese Meinung über sie nicht im Volke schon längst verbreitet gewesen, so hätte Philipp IV. von Frankreich seine ruchlose Grausamkeit gegen den Orden nicht auszuführen vermocht. Kaiser Friedrich II., ein Zeitgenosse Sala-

dins, erzählt von den Tempelherrn, daß sie die Türken in ihre Ordenshäuser kommen lassen, damit diese dort ihren mohamedanischen Gottesdienst halten.*)

Der Tempelritter ist übrigens heißen Blutes, leicht zum Argwoh'n geneigt, und hätte trotz der Warnung des Klosterbruders den Nathan leicht in's Verderben gebracht, weil dieser auf sein leidenschaftliches Begehren, ihn Sohn zu nennen, durch näh're Bande sich ihm zu verbinden, in der Erinnerung an die Aehnlichkeit mit Wolf v. Filmed, des Mädchens Vater, erst noch vorsichtig ausweicht. Der Tempelherr, der die Liebe zu dem Judenmädchen erst hatte unterdrücken wollen, plötzlich durch Nathans Gefinnung eine für unübersteiglich gehaltene Schranke weggeräumt sieht, und sich ganz der schönen Hoffnung hingeeben, wird um so unwilliger, als er in Nathan sich getäuscht zu haben glaubt. Vollends als ihm Daja die Hälfte der Wahrheit gesagt, und ihn gebeten, Recha ihrem Glauben zu retten, entsteht in der Leidenschaft Hitze bei ihm Verdacht und Argwoh'n, daß Nathan trotz seiner Reden an Wolf im Schatzpelz, daß er nicht besser als Andre sei. Er will des Patriarchen Rath, fühlt aber doch sein Unrecht, daß es ihm weniger um einen Rath, als um einen Machtpruch zu thun sei, daß er gewisse Dinge lieber nach Andre's Meinung und schlecht, als nach seiner eigenen, aber gut, vollführen wolle.

Sowie er jedoch in der Unterredung mit dem Patriarchen die Gefahr bemerkt, in die er Nathan bringt, bricht er plötzlich ab. Wenn er außer Fassung gebracht ist durch den Glauben, er sei durch Nathan betrogen worden, betrogen durch dessen edle Reden, die ihm mit Nathans Benehmen gegen ihn und Recha so sehr widersprechend scheinen, wenn der Aerger, sich haben tauschen zu lassen, wie er meint, ihn fast zum Angeber Nathans macht — denn „Ich bin ein junger Laffe, der immer nur an beiden Enden schwärmt, bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut,“ — so ist er doch zu edel, den Nathan für eine vielleicht gute That in's Verderben zu stürzen.

Ebenso ist er aber auch zu stolz, den begangenen Fehler zu läugnen oder zu rechtfertigen; ist er ja des Strebens sich bewußt, ihn gut zu machen, und weiß, wie weit mit Dem es Menschen bringen können.

Es sind die Tugenden und Fehler des edlen raschen Jünglings gegenüber der reifen Erfahrung und Maßhaltung des Alters.

Der Klosterbruder.

Eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten des Drama's ist der Klosterbruder, der zweite Vertreter des Christenthums. In seiner Herzenseinfalt übt er, ohne viel zu grübeln, was wahre Frömmigkeit ihn heißt. Er übt die Pflicht des Gehorsams gegen seinen Oberen, den Patriarchen, und zwar ohne viel zu klügeln; denn sonst wär's ja nicht Gehorsam. Aber indem er seinen Auftrag vollzieht, läßt er deutlich merken, daß er das Aufgetragene nicht billigt; bei den Ausführungen merkt er stets an, daß des Patriarchen Meinungen über das Verdienstliche der dem Tempelherrn angeordneten That nicht seine Meinung sei; daß, was er vorträgt, sei nur des Patriarchen Meinung; man sei des Danks vor Gott und Menschen quitt, „meint der Patriarch,“ wenn uns der Dienst um unserwillen nicht geschehen. Er geht vergnügter, als er kam, nachdem sein Auftrag ihm mißlungen ist. Denn er hat großen Ekel vor den Aufträgen des Patriarchen, die seinem redlichen Gemüth zuwider sind. Er hat ein treues, dankbares Andenken für die vielen guten Herren, die er hatte. Sein schlichter gerader Sinn verdrägt es nicht, daß Nathan für die viele Lieb' und Treue an des Freundes Kind soll mit Grausamkeit gelohnet werden. Die Gräuelszenen, die von Kreuzfahrern an Juden begangen wurden, haben ihn Thränen genug gekostet, es hat ihn oft geärgert, daß Christen so sehr vergess'en konnten, wie ja Christus selbst ein Jude war.

*) Giefeler, Kirchengeschichte, II. 2. 381.

Wie Nathan ihm erzählt, in welchem jammervollen Seelenzustand ob der gemordeten Gattin mit seinen sieben Kindern er sich befunden, und wie er sich aufgerafft, und seinen Schmerz überwältigt, und das Kind in Empfang genommen; da fühlt der schlichte Mann, der Klosterbruder von Neuem: des Christenthumes höchst Gebot ist Liebe; die habt Ihr geübt, Nathan! „Ihr seid ein Christ! ein bess'rer Christ war nie!“, worauf Nathan ihm erwidert: „Wohl uns daß wir, obgleich von verschiedenen Religionen, in diesem Punkt zusammentreffen! Was mich Euch zum Christen macht, macht Euch mir zum Juden.“ Sie begegnen sich in dem Anerkenntniß, ihrer Religionen höchst Gebot und Einigungspunkt sei Liebe.

Während in der Person des Nathan die Macht der Religion, wie sie beim denkenden Menschen, unbeeinträchtigt durch bittere Erfahrungen in ihrer reinen, lichten, vorurtheilslosen Höhe sich zeigt, dargestellt wird; veranschaulicht der Klosterbruder die gleiche Macht der Religion in schlichten, einfachen Naturen, die auf des Herzens Stimme und der Pflicht Gebot hören.

Wenn der Tempelherm Anfangs mit leichter Ironie auf den „verschmigten Bruder“ herabschaut, welcher gehorcht, ohne viel zu klügeln, wird der in hohem Range stehende und mit größerem Wissen ausgestattete Ritter von der frommen Einfalt, die stets Recht behält, beschämt.

Einen andern Gegenfaz zum Klosterbruder bildet der Patriarch. Dieser veranschaulicht, wie durch Herrschucht der freie Blick getrübt, und die Liebe bald verläugnet wird.

Der Klosterbruder, dem Tempelherm gegenüber, veranschaulicht so recht das Schiller'sche Wort: Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Saladin.

Der Hauptvertreter des Islam ist Saladin. Hier waren dem Dichter die meisten Züge durch die Geschichte schon geboten. Saladin war ebenso gerecht und liebevoll, als tapfer, voll Großmuth gegen Freund und Feind. Er erschöpft wirklich seine Cassen, um Wohlthaten an Christ und Jud' und Muselman zu üben; er gab nicht minder bei geleerter, als bei gefüllter Kasse.*)

„Die Befenner jeden Glaubens lebten ruhig unter Saladin.“ Es werden uns von christlichen Geschichtsschreibern jener Zeit seltene Züge seiner Hochherzigkeit berichtet. Ich führe einige nach Kaumer an.

Als Baliar von Jbelin Jerusalem an Saladin übergeben mußte, ließ Saladin Allen, die sich nicht von der Gefangenschaft lösen konnten, unentgeltlich die Freiheit, und besenkte die Frauen und Kinder der im Kampfe gefallenen Christen.

Dem Ritter Hugo von Liberia, der bei Taron gefangen ward, bot Saladin die Freiheit gegen hohes Lösegeld. „Jeder treffliche Mann unter deinen Glaubensgenossen, sprach Saladin, wird dir gerne einen Beitrag hierzu leisten.“ „Ich kenne keinen Trefflicheren unter meinen Glaubensgenossen, als du bist, erwiderte der Ritter, und spreche daher dich zuerst um einen Beitrag an.“ Saladin, und nach seinem Beispiele seine Emire gaben hohe Summen, so daß das Doppelte des Lösegeldes erzielt ward. Den Ueberschuß überließ Saladin dem Ritter, und schenkte noch anderen elf Rittern unentgeltlich die Freiheit.**)

Nur der deutsche Kaiser, der edle Barbarossa, der unstreitig sittlich viel höher stand, als der Abenteurer Richard Löwenherz, erfreute sich ob seiner Großherzigkeit, Milde und Sanftmuth neben seinen hohen ritterlichen Tugenden der gleichen Achtung bei den Muselmanen, wie Saladin bei den Christen.

*) Kaumer, Geschichte der Hohenstaufen, II. 305.

**) Kaumer a. a. O.

Saladin ward wegen seiner Milde häufig mißbraucht, und war daher oft in Geldnoth. Dadurch ward Boccaccio veranlaßt, ihm einen Versuch despotischer Handlungsweise zuzuschreiben. Saladin legt in der bekannten Erzählung des Boccaccio einem reichen Juden Melchisedek eine Falle, um in den Besitz seines Geldes zu kommen. Er fragt den Juden nämlich, welche unter den drei Religionen die wahre sei. Melchisedek, welcher die gelegte Schlinge merkt, entgeht derselben durch die Erzählung von den drei Ringen. Die Ringe seien sich so ähnlich, daß Niemand erkennen könnte, welches der ächte Ring sei, und so sei die Frage, wer des Vaters wahrer Erbe sei, noch unentschieden.

„Ebenso ist es mit den drei Gesezen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat. Jedes derselben glaubt, Gottes Erbe, dessen wahres Gesez und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich habe, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden.“

Als nun Saladin dem Melchisedek die Absicht seiner Frage mitgetheilt, habe dieser dem Saladin mit Allem ausgeholten, wofür ihn Saladin später reich beschenkt und stets als Freund behandelt habe.

Unter Lessing's schöpferischen Händen hat diese Erzählung einen geistigen Gehalt gewonnen. Bei Lessing stellt Saladin die Frage nicht, um Geld zu erpressen. Er will vielmehr den merkwürdigen Mann kennen lernen, den das Volk den Weisen nennt, den Alhafi nicht zu rühmen sich getraut, und von dem er doch auch nichts Schlechtes sagen will. In dem Herzen der Sittah entsteht der Gedanke, durch Nathan Geld zu erhalten. Saladin, obwohl in Noth, will dem Nathan sein Geld nicht mit Gewalt nehmen; er schämt sich, Fallen zu stellen, und um des Geldes willen; er beruhigt sich erst bei Sittah's Bemerkung, wenn Nathan wirklich der gute, weise Mann sei, so sei es für ihn keine Schlinge.

In unfrem Geachte handelt es sich nicht um die Klugheit und Gewandtheit, einer Schlinge zu entgehen, um sein Geld zu retten. Der Dichter hat uns durch die Entfaltung von Saladins Charakter schon vorbereitet, daß dieser eine solche Frage, wie er sie an Nathan richtete, sich selbst schon vorgelegt habe, ohne sich klar darüber zu werden. Er will sie deshalb einem Weisen zur Entscheidung vorlegen. Ja, Saladin hat unbewußt die Frage schon entschieden; er hat nie gewünscht, daß allen Bäumen Eine Rinde wachse; nur zu klarem Bewußtsein ist es ihm noch nicht gekommen.

Nathan, der gewiß über die Religionen nachgedacht habe, der nicht stehen bleibe, wo der Zufall der Geburt ihn hingestellt, wenn anders nicht Einsicht, Wahl des Bessern ihn geleitet, Nathan soll ihm Klarheit über eine Frage geben, die ihm Herzensangelegenheit ist.

Wenn der Dichter den Sultan so über Nathan sprechen läßt, so hat ihm sicher die Persönlichkeit Mendelssohn's vorgeschwebt in dessen Streit mit Lavater.

Wenn Nathan auf Saladins Bemerkung „es hört uns keine Seele“ erwiderte: „Möcht' doch auch die ganze Welt uns hören!“ und dieser Denjenigen einen Weisen nennt, „der die Wahrheit nie verhehlt, Alles für sie auf's Spiel sezt, Gut und Blut,“ dämpft Nathan des Sultans Begeisterung mit den besonnenen Worten: „Ja, ja! wenn's nöthig ist und nützt.“ Denn wer für das, was er für Wahrheit hält, ohne daß eine Nothwendigkeit vorliegt, sein Blut und Leben hingibt, wie in den Kreuzzügen, der ist nur zu sehr geneigt und hält sich für vollberechtigt, auch des Gegners Leben für die Verbreitung der Wahrheit gering achten zu dürfen.

Dem gegenüber beschränkt Nathan die Pflicht, für die Wahrheit Alles zu opfern, auf die Fälle der sittlichen Nothwendigkeit.

Ganz in diesem Sinne hatte Mendelssohn die Aufforderung Lavaters abgelehnt, Bonnets Beweise für die Wahrheit des Christenthums zu widerlegen, oder sich zum Christenthume zu bekennen. Er hätte hervorheben müssen, was ihm als Vorzüge der eignen, als Mäßen und Schwächen der fremden Religion erschien. Jeder ist aber am scharfsichtigsten für fremde Schwächen, am kurzsichtigsten für eigene. Und darum

hätten Religionsstreitigkeiten von je statt Liebe Haß gefäet. Lassen Sie uns lieber, schrieb Mendelssohn, die uns gemeinsamen Wahrheiten verbreiten. Wenn Jeder nur seine Religion als die absolut wahre dem Anderen aufdringen, dem Anderen sein Ideal rauben will, da verkehrt sich der sittliche Vortheil der Religion in Unsegen.

Die Lehre, von welcher Nathan wünscht, daß die ganze Welt sie hören möchte, ist eine ganz andere, als Saladin sich denkt. Wenn man in so wichtiger, ernstler Frage zur Entscheidung aufgerufen wird, da muß man wohl sich wahren, daß man nicht partiell, besangen für die eigene Sache, den Blick vor deren Mängeln verschließe, und bloß Augen für die fremden Mängel, und keine für die fremden Vorzüge habe. Deshalb wird er allerdings seine Ueberzeugung, seine Religion nicht verläugnen; Nathan weiß, wie Mendelssohn, daß viel menschliche Zusätze auch seine Religion erstellt haben. „So ganz Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht. Aber noch minder geht, ganz und gar nicht Jude sein.“ Unparteilichkeit für die fremden Religionen und Wärme für die eigne ist wohl vereinbar.

Diese Erwägungen, die Nathan für sich aufstellt, sind ebenfalls eine Lehre, die nach des Dichters Meinung eine ganze Welt hören sollte und beherzigen.

Religion ist Sache der Vernunft, des Gefühls, des Herzens, die mit tausend Fasern oft durch Kleinigkeiten mit dem ganzen Seelenleben des Menschen verwachsen ist. Das gleiche Recht, die eigene Religion trotz der zeitlich anhaftenden Mängel zu lieben wegen ihrer Vorzüge, den guten Kern in ihr mit Wärme zu erfassen, sollen Christ und Jud' und Muselman sich gegenseitig zugestehen.

In des Dichters Absicht ist deshalb die Parabel der drei Ringe nicht bloße Ausflucht der Klugheit Nathans, um der Frage auszuweichen: es ist vielmehr die Summe seines gesammten früheren Nachdenkens. Demgemäß sagt er sich: „Ja, als ob Wahrheit Münze wäre, und das ist sie nun doch nicht, ja wäre sie solche, die gewogen wird, das ginge noch. Aber so neue Münze, die nur der Stempel macht, die man auf's Brett nur zählen darf, wie Geld in Sack nur streicht, das ist sie nun doch nicht.“

Diese Worte schon drücken den rechten Sinn der Parabel aus. So hatte Nathan schon vorher gegen den Tempelherrn sich geäußert.

Gerade denen, die da meinen, nach Lessing habe Nathan innerlich das Judenthum schon aufgegeben, als welches zu jener idealen Höhe sich nicht erheben könne, ruft der Dichter ebenfalls die Mahnung zu: „So ganz Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht.“*) Hier können wir die großartige Unparteilichkeit des Dichters bewundern.

Die Lehre der Parabel ist: der Streit kann von Menschen nicht geschlichtet werden, so lange sie alle zu Gunsten der eignen Religion besangen sind, und namentlich so lange sie in Kraft der eignen Religion nur herrschen wollen. Die drei Religionen sind sämmtlich Gottes Veranstellungen, Erzeugnisse der Culturentwicklung der Völker.

Der ächte Ring soll aber die Kraft haben, vor Gott und Menschen angenehm zu machen — wer in dieser Zuversicht ihn trägt. Wo aber Jeder nur will herrschen, will Fürst des Hauses sein in Kraft des Ringes, wo dies ihm mehr gilt, als angenehm vor Gott und Menschen sein, wo die Ringe nur zurückwirken, nicht nach Außen, Jeder nur sich selber liebt, und in den Brüdern nur noch die Verräther sieht, an denen er sich rächen will, wo die Liebe zu den Brüdern fehlt — da kann der Ring die Kraft nicht äußern.

*) Richtig bemerkt Hebler a. a. O. S. 14: Röttscher meint, ein Jude sei gewählt, weil ihm die fragliche Erhebung am schwersten habe werden müssen. Es ist mir jedoch zweifelhaft, ob Lessing, vom Streit mit Göze kommend, geneigt gewesen sei, den Gegensatz zwischen Juden und Heiden exclusiver zu finden, als den zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen Seligen und Verdammten. Also grundsätzlich gleich, nicht untergeordnet ist im Nathan das Judenthum dem Christenthum.

So lange der sittliche Gehalt der Religionen, die gegenseitige Liebe der Bekenner der verschiedenen Religionen der Herrschsucht wegen nicht zur Geltung kommt, man der Kraft des Ringes nicht durch Sanftmuth, herzliche Ergebenheit in Gott und Verträglichkeit entgegenkommt: so lang betrügen die Besitzer aller Drei sich selbst; dann sind alle Ringe nicht ächt, nicht probekaltig. Nach tausend, tausend Jahren werden sich des Steines Kräfte an Kindes-Kindeskindern zeigen; noch einen langen Entwicklungsgang, meint jener Richter, wird die Menschheit zu durchmessen haben, bis der sittliche Gehalt der Religionen, — Liebe, Wohlwollen, herzliche Verträglichkeit der Bekenner, allseitig als ihr Hauptzweck und ihre schönste Frucht der Religionen wird anerkannt sein.

Und hierin hat der Dichter wahrhaft als Seher sich bewährt. Er selber hat durch sein ganzes Wirken, und nicht am wenigsten durch den Nathan mächtig zu dieser Entwicklung beigetragen, daß diesem Ziel wir so bedeutend uns genähert haben. Er hat durch seine ganze, von inniger Liebe und Wahrhaftigkeit getragene Thätigkeit beigetragen, daß, wie so viele Ideale, vom vorigen Jahrhundert aufgestellt, in dem unfrigen ihre Erfüllung fanden, auch dieses Ideal jetzt zum Theil zur schönen Wirklichkeit geworden ist. Von der Ferne schauen sollte der erhabene Seher und Kämpfer das Land der Verheißung, aber nicht selber dahin kommen.

Kritische Rundblicke.

Hermann Kurz in seinen Hauptschriften.

Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters. 10 Bde., 30 Lieferungen. Herausgegeben von Paul Heyje. Stuttgart, K. Kröner, 1874.

Alfred Reizner, Moriz Hartmann, Otto Müller, Hermann Kurz u. A. sehen wir rasch nach einander theils mit gesammelten, theils mit ausgewählten Werken in neuer Verjüngung vor's Publicum treten. Und wir sehen, daß es gut ist! Je unabwendbarer der moderne Roman seiner „Mission“ folgt, „den Tagesfragen sich zuzuwenden“ oder wohl gar „die Tagesprobleme zu lösen“, d. h. dem geplagten Geschäftsmann, der sich vom vielen Geldverdienen und vielen Steuerzahlen bei der Poesie erholen will, statt des Brotes den Stein zu reichen und den fortgesetzten Leitartikel oder übertragenen Courzettel in die Hand zu drücken, desto „zeitgemäher“ werden jene Erzählungstaleute reproducirt, welche mehr oder minder auch ein bißchen unsterblichkeitgemäÙ, weil sie bei der Fühlung mit der Zeitstimmung, die sie wahrhaftig nicht ablehnten, den ganzen Werth ihres Dichterberufes noch in der Fühlung mit der Poesie erkannten. Einer der edelsten dieser Gruppe ist Hermann Kurz, dessen Früchte wir jezt, wie vom kostbaren Feigenbaum, zum zweitenmal pflücken, nachdem die erste Ernte in einer fast unbegreiflichen Blindheit der vorigen Generation nahezu ungenossen geblieben. Ich meines Theils las z. B. seinen culturhistorischen Roman: Schillers Heimathsjahre, bei Gelegenheit dieser neuen Ausgabe — zum drittenmale, denn das theuerwerthe Buch reichte ich längst unter diejenigen, deren Lectüre man im Laufe seines Lebens von Zeit zu Zeit immer wiederholt.

Wahrlich, dieses kleine Württemberg sieht sich mit großem Glück in der deutschen Roman-Literatur vertreten! Welches der deutschen Vaterländer ist belletristisch so gut repräsentirt wie Württemberg in seinen drei vaterländischen Romanen: Lichtenstein — Schillers Heimathsjahre — der Sonnenwirth?!

Das prächtigste Oestreich, in dessen Hauptstadt ich schreibe, ist arm dagegen. Ungarn mit Göttös und Zolai ausgenommen, spiegelt sich die größere östreichische Hälfte in keinem ihrer würdigen Romanpiegel. Nur wie im Fluge hat Stifter's Muse einige Baumwipfel des Böhmerwaldes gestreift, aber die zarte Novelle war wie ein Goldfaden, welcher, einsam in üppiger Lodenwucht flimmernd, bloß aufmerksam macht — daß kein Diadem da ist. Wie glorieich dagegen trägt das kleine Württemberg seine nebenbüchliche Roman-Diara!

Das bekannte „Fatum“, welches die Bücher haben, ist übrigens diesen dreien noch mehr als sonst parteiisch gewesen und hat Licht und Schatten zwischen denselben äußerst ungleich vertheilt. Alles Licht fiel dem „Lichtenstein“ zu. Hauff's Roman — im Grunde nichts als eine erweiterte Uhland'sche Ballade — wurde wie Eröne und Gelse vernachlässigt, wurde Puchbuch, Schenkbuch, Mädchenbuch. Der kühnliche Ritter und sein tüpliches Fedulein, niedliche Albums motive und von Charakter-Mark nicht eben frohen, perlelen so melodios und so spielbar — wie man bei Herz und Czerny sagen würde — durch die niedlichen Fingerringen, daß der weibliche Beifall gerecht war, indeß der historische und landschaftliche Untergang einen Haß dazu gab, der doch auch den Männern imponiren konnte. Kurz, wenn das Wunder der Zeit W. Scotti und seine große Entdeckung der historische Roman war, so mochte der Deutsche sich schmeicheln, daß er dem bewundernten englischen Abgott seinen Spindler an die Seite zu legen habe: von diesem leider etwas rohen Naturalisten stellte dann aber wieder Hauff und sein Lichtenstein die feinere, filtrirte und kunstgemäÙe Potenz dar, den Schliß des rohen Gelfsteins für den Salon und sein gebildeteres Publicum. Was wollte man mehr? Es traf Alles zusammen das Glück dieses Buches zu machen.

Das Glück war so lange gerecht als es keinem Beschäftigteren im Lichte stand. Aber

allerdings geschah das und zwar hinunterwärtend auf eine lange Zeit. So fest schien der Schwabe überzeugt zu sein, er habe an Bichtenstein seinen historisch-vaterländischen Roman schon und er brauche nun nichts mehr weiter, daß ihm für den schönsten seiner Heimathsromane, „Schillers Heimathsjahre,“ ganz außerordentlich spät die Augen aufgingen, welche im ersten Moment völlig blind dafür gewesen. Dieser erste Augenblick war freilich ein hochversehler und im Tendenz-Jargon „ungeziemlicher“. Schillers Heimathsjahre erschienen im Jahre 1845. Also mitten in der deutsch-katholischen Bewegung, mitten in den Vorbereitungen zum vereinigten preussischen Landtag, kurz mitten in einem Wellenschlag — der uns heute so wenig mehr schlägt, wie den Dichter wahrscheinlich schon damals nicht! Aber damit bezeichnet denn auch sein Werk einen jener Fälle, ja ich möchte sagen den wahren Musterefall, woran sich die Beherrigung knüpfen kann, mit wie viel oder wie wenig Recht man die Forderung der Tages-tendenz zu einer Kunstforderung machen darf. —

Goethe hat einen der Waffenbrüder des Götz von Berlichingen — Lerse genannt, nach dem Namen eines seiner Straßburger Studienfreunde; Schiller hat einen Waffenbruder des Carl Moor — Koller genannt, nach einem jungen Candidaten der Theologie, welcher an der Carlsschule über Philosophie las und weniger ein Professor als ein älterer Freund des Dichters war. Dieser Koller nun ist der Held unseres Buches und Hermann Koller nannte es auch ursprünglich Kurz. Der Verleger setzte dafür den interessanteren Titel „Schiller's Heimathsjahre“ und wir können gestehen, daß es nicht der plumpste Eingriff eines Geschäftsmannes in die Poesie ist. Der Titel ist passend und ich möchte ihn nicht anfechten, wie es wohl schon geschehen ist. Spielt auch Schiller selbst nur eine der bedeutenderen Episodenrollen in dem Buche, so muß ja die Betonung nicht eben auf Schiller, sie kann auch auf den Heimathsjahren liegen und der Buchtitel verpflichtet uns dann ein Bild der württembergischen Heimath in den Jahren, da Schiller zu Hause war. Das hat einen Sinn und das Versprechen wird ungemein treu und vollständig erfüllt.

Wir sehen also den jungen Schiller und den inneren Haushalt der Carlsschule in einem recht lebendigen und oft dramatischen Bilde. Dieses Bild ist nicht bloß eine wohlfeile Aneinanderreihung von Schiller'schen Jugendaneddoten, obwohl diese Material, das

selbst heute noch mit seinen letzten ausgepreßten Citronentropfen Wagner und Heuilletons würzen muß, vor dreißig Jahren, da es minder verbraucht war und eine größere Tragkraft hatte, auch als Rohmaterial ein Defectstück gewesen wäre, der viel besser beurtheilt werden müßte, als seit er ein Gemeinplatz geworden. Ja, es mag wohl mancher der Gemeinplatz-Effektler sein Krüglein bei Hermann Kurz gefüllt haben, den er wohlweislich todtschweig, während es dieser aus der Quelle seiner Originalstudien füllte. Aber eben das prächtige Panorama dieser Originalstudien ist es, was den Kurz'schen Schiller-Aneddoten die historische Würde und den künstlerischen Reiz, jenen Reiz verleiht, welchen etwa ein lauschiger Pavillon von dem malerisch angeordneten Massen eines großartigen Parks empfängt.

Und mehr und mehr sehen wir in unserm Roman-Parc. Wir sehen den Dichter Schubart, den großen Verkäufer des größeren Schiller in einer Behandlung, welche Weibes am rechten Orte ist: kraftvolle Skizze und liebevolles Detail. In Freud und Leid, im behaglichen reichsreichen Ulm zu Hause und im graulamen Kerkerläufig auf Hohensperg, wird uns der gigantische Naturalist zum Besizer eines Lebensfonds, der ein wahres Latifundium ist, den alle Schicksalswechsel nicht ausschöpfen können, einer Lebensquelle, wie sie nur im riesenreichen, revolutionschwangeren 18. Jahrhundert sprudelte, — armüdt, mannsbild und kein nervös prickelndes, sohlenlaures Quellfädchen von Strohhalmdünn. In kunstvoll gezeichneter Verfürzung, die aus wenigen Strichen die ganze Figur ahnen läßt, sehen wir ferner einen anderen Temperaments-Riesen, den bekannten Obersten Kieger, weiland selbst ein Opfer, jetzt Commandant von Hohensperg, ein ausgebrannter Vulkan, der auf seinem Aschenhaufen die Kapelle der Frömmerei gebaut hat, — trügerisch der Grund und windig das Kartenhaus, Beides so unwahr, daß ein elender Soldatenkrüppel, der zertretenste Wurm aus der Hefe des mißhandelten Volkes, wie ein Jupiter seinen Wüth gegen ihn schleudern, und den Gewaltigen hinrichten kann. Eine furchtbar schöne Tragodie! Jeder Roman, der diese Scene hätte, wäre allein schon unsterblich damit! Endlich sehen wir ihn, den merkwürdigen Fürsten und rathselreichen Menschen, den Schwäbischen Sultan Herzog Carl, der nicht wie Hermann Koller der Held ist, der nicht wie Friedrich Schiller der Held des Buchtitels heißen soll, der aber als der wahre und wirkliche Held empfunden wird, von

dem Augenblicke an, wo er in den Roman hineinprengt, Pferd an Pferd gegen Koller ansvallend: Will Er mich überreiten?! Sein erstes Wort, — der Bliß seines Blauauges — und wir haben den anerkannten Helden des Buches vor uns! —

Und doch hat der Romancier mit den Charakterbildern seiner Menschen noch nicht, wie der Dramatiker, Alles gethan; Naturbilder, Landschaftsbilder, Erd- und Luftperspektive heißen auch noch ihre Bezeichnung von ihm. Diese Schuld hat uns der Dichter der Heimathjahre mit gar viel Liebe und Wärme bezahlt. Wunderbar schön und stimmungsvoll wandelt sich's in seinem Romanlande. Die Solitüde entfaltet uns ihre verhängnißvolle Fürstenpracht; wir lassen uns von Ulm imponiren, das gar edel und fürnehm im patricischen Fernelin seiner aristokratischen Reichthümer einherstolzirt; ungemüthlich aber sitzt uns der warme demokratische Haudeck von Keutlingen am Leib, welches mit einem Gemisch von Ironie und Respekt zu Ulm aufblickt, seiner guten alten Gemeinfreiheit nicht weniger froh und im bürgerlich-kleinereu Zukunft nicht weniger glücklich, wie Figura, der classische Glockengießer, zeigt, eine Heimstätte, wo wir ewig verweilen möchten, eines der liebenswürdigsten Bürgerhäuser im deutschen Roman, ein gut benutztes Modell aus des Dichters eigenen Familien-Traditionen. Und was für ein heroisch-romantisches Bergland ist dieses kleine zopfige Schwabenland! Kommt nur die rechte Hand dazu, welche trumpsen und stechen kann, so spielt sie mit W. Scott's Hochschottland getroßt die Partie und spielt Motive aus wie die rauhe Alp mit ihren windgelegten Hochflächen und iden Heidegründen, oder den prachtvollen Schwarzwald, wo hinter Tannen verdächtige Habichtsnästen und polizeiwürdige Glotzen lauern, indeß drunten im schluchtigen Dörfchen der humoristisch verbauende Pfarrer sein wunderliches Wesen treibt, in seiner barbarisch-redenhaften Gemüthlichkeit ein ländliches Seitenstück zum Bürger-Glockengießer. Berglüfte, Harzduft, Waldgeruch und Gentianenwürze, von allen Winden herumgetrieben und in die engen Thalgaßen und dumpfen Bürgerstuben erfrischend hineingeweht! Die besten und klingendsten Töne der Lyrik, wie sie nur Aßland und Mörde angeklagen, Prosa gewordene Roman-Atmosphäre, mit jedem Athemzug herzerquickend! „Was im Bart, ihr seid der Reichste!“ hat der schwäbische Altmeister gesagt, und wahrlich, diesen Reichthum sehen wir hier.

Mit seiner natürlichen Gabe des phantasiereichen Sehens und Sinnens lenkt unser Dichter die Realität spielend in die Dichtung hinüber, wohin sie ihm von selbst und freiwillig zu folgen scheint. Den Zauber der Romantik, der Geschichts- und Landschaftsromantik, übt er ungekocht aus und er hätte nicht nöthig ihm auch noch zu suchen. Romanhaft-gezeichnet Abenteuer nennen wir nach heutigem Urtheil wohl jenes, wie die erste Heldin entführt wird und dann wie die zweite sich selbst entführt. Die Erfindungen glaubt man in unseim Buche, das so schön zeitlos ist, die Zeitnähe Spindlers noch am besten anzureifen. Es gehört zu den Unwahrscheinlichkeiten eines größeren Kerns, daß in beiden Fällen die jungfräuliche Integrität möglich geblieben; in letzterem wäre sie schon durch den Frevelmuth des Hazardspiels compromittirt, welcher Geister und sehr leidliche Geister gerufen, auf den allernähesten Glauben hin, daß er sie los geworden. Wenigstens der vornehme Roman, und das ist der unfrige doch, würde sich heute nicht mehr auf solche Startgläubigkeit stützen.

Und doch möchten wir auch diese zwei Abenteuer nicht drummissen oder anders haben, denn sie sind immerhin durch eine feine Hand gegangen und das Triviale hat sich fast unwillkürlich veredelt. Es ist wahr, die halbschwerliche Entführungsgeschichte Lottchens könnte so harmlos nicht ausgegangen sein und wir glauben nicht an diesen Ausgang. Aber sie sieht doch wenigstens als Sittenbild sehr bedeutungsvoll da. Sie zeigt uns wie in jenen Tagen der Adel mit dem Bürgerthum noch umbringen durfte und wie er's schon nicht mehr durfte. Zwanzig Jahre früher und zwanzig Jahre später ist diese Entführung entweder besser möglich oder unmöglich. Wenn wir dem Dichter auch Lottchens Romanouder nicht glauben, so glauben wir ihm doch, — denn diesen Credit hat er sich längst verdient — daß das Wagniß im Geiste der Zeit erkunden ist, deren genauer und gewissenhafter Quellenkenner er ist. Wir glauben ihm mit Einem Worte, wenn nicht die romanhafte Unwahrscheinlichkeit der Durchführung, doch die ethnographische Wahrheit der Absicht. Und wie dieser Baron-Kammerjunker das Zeitgemälde erst fertig macht, das einen Herzog Carl zum Mittelpunkt hat, ein Theil von der Basis der Pyramide, wozu dieser die Spitze, — ein Cavalier der ersten „Ersten der Cavaliere“ nur um so verständlicher macht, indem er das alte Wort illustirt: qualis rex talis grex; — so war es doch ein

feiner Zug des Dichters, der uns mit den Gebrechen des schwäbischen Sultans so lebendig bekannt machen muß, daß er auch zu den socialen Wurzeln des ganzen Standes ein wenig hinunterleuchtete. Es ist einer von den Jüngen, welche einen flachen Gesichtsausdruck mit einem einzigen Striche vertiefen.

Dasselbe gilt von dem zweiten der bezeichneten Abenteuer, das seinen großen Raum nur noch mit größerem Rechte einnimmt. Wie das Schulkrautlein Laura in ihrer zopfigen Etiquettenwelt ein wenig aus der Haut fährt, die Schnärbrust des Robbezwaungs von sich wirft und in den Schwarzwald auf Abenteuer läuft, wie sie einen sentimental-Bravenburg-Zigeuner als wohlgezogenen und enthaltenen guide de voyage dazu findet, wie sie der Opern- und Mandolinen-Zigeuner mitten in die schlammigste Hochfluth der Diebsegelndel-Prosa reinlich und engelhaft hineinlutscht, wie die gefährlichste Brandung durch ein Haargeflecht von Zufällen genau auf die Minute und Sekunde überwunden und das setzende Meer erreicht wird; dieses ganze Spindler'sche Blattgerippe möchten wir heute nicht loben: aber das Blatt selbst ist doch schön! Es ist sogar eines der schönsten im Buche und gehört gar sehr in das Buch. Es steht an der richtigsten Stelle, es dürfte nicht fehlen. Ein ungeheurer revolutionärer Gährungsproceß durchbraust das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts und unser Roman ist der Zeitpiegel davon. Ein Schubart rüttelt am Alten, ein Schiller ringt nach dem Neuen; die ganze Welt ist im Aufbruch, jede Form wird zu eng. Mit Recht dürfte die Lektorin der „Geimathsjahre“ fragen: Und wo blieb in jener Genieperiode, in jenen Tagen des Sturms und Drangs — mein Geschlecht? Unser Laura ist nun die Antwort darauf! Kaum hat ein Carlshöhler die Parole ausgegeben: laßt uns in die böhmischen Wälder ziehen! so findet sich in einer école des demoiselles die gelehrige Schülerin zu diesem Schüler. Und da das Weib immer praktischer ist, so sucht sie die Räuber-Theorie gleich in der Wirklichkeit auf, schweift auch nicht in die Ferne der „böhmischen Wälder“, da das Gute, der Schwarzwald, so nahe liegt! Wahrlich ein sinniges Apercü diese Laura-Episode trotz ihrer verflachten Prejovja-Romantik! Und wie fein traf der Dichter die Rückzugslinie, die er ihr ins bürgerliche Leben offen halten mußte! Ein Original und ein esprit fort ist sie doch nur auf Zeit — nämlich auf ihre Jugendzeit, nicht Lebenszeit. Wohlweislich hütet er sich, den Bruch soweit zu führen, daß sie zur eigentlich Emancipirten

würde; noch bricht sie nicht mit ihrem Geschlechte, nur mit dem Jopf ihres Decenniums. Noch hat sie kein Programm des Neuen, nur das Gefühl des abgehenden Alten. Und da in unserm ganzen Buche das Neue von selbst spricht und der Jopf begraben wird — auch ohne Zigeuner und Schwarzwald, so bleibt uns das reinste Gefühl psychologischer Wahrheit, daß die kleine Ausweiserin der bürgerlichen Ordnung wieder angehören kann, in die sie als rettender Deus ex machina Herzog Carl mit der Pistole in der Faust zurückführen muß.

Herzog Carl ein Ritter der Mädchenehre! Wie oft hat er diese Blume zertreten! Also wie beurtheilen wir nun diesen Charakter? Ist er ein Wüstling? Ist er ein Ritter? Ist er eine problematische Natur, eine seltsame Sphinx, ein Wunder? Mit nichten. Er ist ein Mensch und ein ganzer Mensch. Er ist eine Erscheinung des 18. Jahrhunderts, des extremschwangeren, in welchem Alles Maß hatte: die Lüderlichkeit eines Casanova und der Bildungsdrang eines Pestalozzi. Sein socialer Stand endlich ist der freiste und ausgeweiteste, — er ist ein Fürst! Und wo wir bei unserm Roman ein- oder ausgehen, — er steht immer da, dieser gewaltige Götzein. Die Hand, die ihn gezeichnet hat, läßt ihn viele Gesichter machen, aber jedes harmonirt mit dem andern. So kommt es, daß unser letzter Scheideblick wieder ihm gilt.

Mit Einem Worte, Herzog Carl ist ein Virtuos der Subjectivität, wie sie im 18. Jahrhundert noch kurz vor der schematisirenden Revolution zu ihrem heftigsten Durchbruch kam. In der Literatur hieß sie Sturm und Drang, in der Theologie hieß sie Pietismus, in der Politik hieß sie Absolutismus, Autokratie. Immer aber ist sie jene überquellende starke Persönlichkeit, welche die Zeit wie eine unruhige Gasspannung brauchte, damit sie in der Revolution sich selbst in die Luft sprengte, und das Schema, das Gesetz, den Rechtsstaat für Alle, das Nivellement auf den Trümmern der Willkür zur Herrschaft bringe. Deshalb sind alle diese Zeitgestalten — König Friedrich, Kaiser Joseph, Kaiserin Katharina, unser Herzog Carl immer Weides zugleich: Tyrann und Revolutionär, Aufgeklärter Absolutismus hieß der Zwiespalt dieser Janusköpfe mit einem ziemlich gut gewählten Kunstausdruck. Ein ungemein schön und rein ausgearbeiteter Typus desselben ist der unfrige. Mit ihrer Jugend stehen viele dieser Typen noch in der brutalen Genusssucht des — „Hirschkopfs“; später überschreitet Jeder den großen Wendepunkt der Zeit und der Hirsch-

park wird geistig, tendenziös. Die Dolküßlinge züchten jetzt Menschenwohl. Die nahende Revolution regt sich in ihrem Blute und ohne Ahnung, daß das eine Massenarbeit sein wird, machen sie sie ehehlich mit ihrer persönlichen Fürstengewillkür. Wo sie in der Masse gähel, wittern sie Kohheit, Frevel, Chaos. Das ist der philosophische Thorschlüssel zum Hohensaperg. Mit der ausgesprochen Absicht, den rohen Edelstein zu schleifen, das Gold im Feuer zu läutern, den Durchbruch des Idealismus zu befördern, schickt seinen Schubart, seinen Koller, seinen Schiller (wenn er ihm nicht zuvorkäme) dieser schwäbische Sultan auf seinen verhängnisvollen Geißlerberg! Mit jedem hervorragenden Kopf im Lande reißt er sich, weil er — ihm ähnlich ist, weil die Natur aus Zwei nicht Einen gemacht! Er ist Fürst und teilt seine Menschen ganz so, wie Schiller in seiner klassischen Periode seine Gedichte teilen wird. Er ist fürstlicher Künstler, mit Einem Worte. Aber der Gyps, der Thon, die gefesteten Gedichte schreien auf und rebelliren. Und der Kuffschrei wird kein Verurs als Tyrann. Armer Künstler!

So künstelt er denn auch mit vieler Vorliebe in Stein und Mörte, welche nicht schreien, und wird Bau- und Garten-Künstler trotz Louis Quatorze. Aber jetzt schreien seine Stände. Und sie schreien nicht bloß, sie handeln; sie schnüren ihm den Geldbeutel zu. Da münzt er sich selbst Geld und verkauft den Franzosen seine Soldatenregimenter als siebenjähriges Kriegsmaterial gegen den König von Preußen. Siehe, da schreien und rebelliren auch die Soldaten: Wir sechten nicht gegen unser lutherischen Glaubensbrüder! Sie lassen sich hängen, erschützen, in's Eisen werfen, mit Spießruthen zerfleischen, aber sie sechten nicht. Wo sanftere Mittel! Der Sultan verkauft jetzt wenigstens seine Zivilämter im Lande. Was Wunder, da schreien sogar auch die Bauern! „Euer Schulze ist ein rechter Esel!“ rüffelt er einst eine Dorfchaft auf einem seiner Spazierritte. „Durchlaucht, dafür ist's ein eingekaufter,“ antwortet der nächstbeste Bauer. Ach, dieses „geknechtete“ Volk, es ist gar nicht so knechtisch, wie sich das coquette liberale Prinzipchen vor seinem heutigen Handspiegelchen vorstellt. Jener Bauer präsentirte seinem Fürsten eine starke Prise Tabak und verlangte nicht einmal einen Orden dafür! Und dieses Schulmeisterlein? der Herzog war gewohnt, seine Halsbinde sich eng zu schnüren, um roth und martialisch auszugehen. Im Laufe des Romans, nach zehn Jahren, macht Einer die Bemerkung, daß er diesen Brauch immer

mehr übertreibt. Flugs citirt ein tapfer Schulmeister vor Zeugen, worunter ein Hofmann, seinen furchtbaren Tacitus: Saevus illi vultus et rubor quo se contra pudorem muniebat!*) Kurz, die Stände, die Soldaten, die Bauern, die Schulmeister, das ganze „geknechtete“ Volk ist sehr liberal und zwar ohne Liberalismus und ohne liberale Zeitungspreffe. Wie romanhaft es in einem Roman aussieht, — zumal wenn er die Wirklichkeit schildert!

Und da der Herzog Carl selbst liberal ist, so würde sich die arme komische Einspachtlerin, die Zeitungspreffe, gar nicht zu helfen wissen, wenn uns die großen Lichter des Menschthums nicht der Roman aufstreckte. Aber in der Dichtung dürfen die Menschen wieder ganz sein, die der Parteigeist der Zeitungspreffe zerpfückt, schematisirt, abstempelt und einschachtelt — und vielleicht es muß! Ja man kann ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie vielleicht es muß; Unrecht aber thut sie dann selbst, die Zeitungspreffe und ihre Tageskritik, wenn sie auch den Roman zu ihren „zeitgemäßen Tendenzen“, d. h. in ihre Parteitreiben hinüber- und von der idealen Kunsthöhe herabzerrten möchte. Ueberliefert die Kunst den Tagesinteressen und ihr arbeitet — für's Ballet und für den Vatikan! Das Fleisch und die Mistil haben noch immer für verhungerte Kunstbedürfnisse einstecken müssen. —

In einem geschlossenen Landee sind die kurzen Spikwelle gefählicher als die breiten Kollwelle im Ocean. Das ist die Gefählichkeit des Herzogs Carl, wie sie in Schillers Biographie monumental bereinigt ist. In der Schillerbiographie aber steht unser großer, leidenschaftlich geliebter Dichter als Hauptfigur im Lichte und sein Herzog ist nur ein kleiner unheimlicher Schattentriß. Der Roman von Hermann Kurz steht das Bild um. Ein talentvoller Regimentsfeldherr verliert sich einstweilen noch im großen Haufen, aber im vollsten Kunde der Hauptfigur wird uns Herzog Carl deutlich. Er ist was er ist — Tyrann, er ist es und bleibt es, es wird nicht bekehnt. Wir sehen bloß das Warum? wir können begreifen, und mehr brauchen wir nicht zum reinsten, fast veröhnenden Schlußeinbruck. Die Spikwelle kann gar nicht anders als gefählich sein, selbst dann, wenn sie Perlen heraufspülen möchte. Mit seiner Perle, der Carlshule, beabsichtigt Herzog Carl wahrhaft fürstlich, die deutsche Dumpsheit, Pöbantie, Schulfuchserci zu einer

*) In der Mische seines barthen Gesichts vertheilt er seine Schamröthe.

cavaliermäßigen, weltmännischen Bildung zu erheben, — ganz das Programm Goethe's im Wilhelm Meister. Aber seine eigene Carlsschule — pfeift ihn zuletzt aus. Wahrlich ein tragischer Moment und wohl werth, auch auf die Bühne gebracht zu werden!

Ein großer Fürst in kleinen Verhältnissen! Er wird lästiger Topfgucker, wo er in größeren über seinen Töpfen stünde. Kurz ein fürstlicher Märtyrer der Kleinstaaterci! Das ist der Sinn unsers Buches. Wir sehen den Fluch der Kleinstaaterci auch einmal von der anderen Seite, — nicht auf der Volks-, sondern auf der Fürstenseite. Aber sind denn die Fürsten nicht auch Volksträfte und Posten unsers Nationalcapitals? Das lehrt uns Hermann Kurz empfinden und das ist der unsterbliche Nag seines Romanes in der deutschen Literatur. Die Deutschen haben oft und überflüssig ob ihrer Verkümmernng in der deutschen Kleinstaaterci sich selbst bemitleidet und dabei die Fürsten, die Inhaber der Kleinstaaten, gleichsam als die bösen Schuldigen angeklagt. Wie unser Herzog Carl waltet, — in kleinen Verhältnissen zu groß, aber dann wieder das Große zu kleinlich treibend, weil er auf dem engen Raume überall mit seiner eigenen Gegenwart auflöset; — es läßt sich recht viel dabei denken, man kann recht tief bei sich einsehen! Bei all' seinem Prachtin und Prangen ist so einem deutschen Kleinfürsten selbst auch nicht recht wohl geworden, wenn er nicht mit den gemeinsten Frechweitzgen genoss, sondern Thatenlust und Schöpferfreude genießen wollte. Seine Kraft war vergendet, sein Leben zerann und seine ganze Schuld blieb zuletzt — daß er nicht sein richtiges Maß zu finden wußte, wie Carl August, der es vielleicht auch nur mit Hilfe Goethe's gefunden hat. Denn was ist schwerer als Maßhalten und Harmonie haben? Hat ein Dichter noch nicht Excentricitäten gedichtet? Aber man mache aus dem Dichter einen Fürsten — und es ist ein Herzog Carl. Verschunden ist die Carlsschule, ein des Deutmal schwelliger Fürstenpracht die Solitude; aber wie Schiller in seiner „classischen“ Periode auf seine „erste“ zurück sah und über seine „Räuber“ bezweifelte, — was waren die Räuber anders als seine Carlsschule und seine Solitude! Wie viel strekte doch in diesem jungen Schiller von seinem Herzog Carl und wie viel im Herzog Carl vom jungen Schiller! Glücklicher Schiller, daß du ein Dichter warst und nicht der Herzog deines kleinen Vaterlandes! Als Herzog schiefst du vielleicht anders aus!! — —

Betrachten wir nun das zweite Hauptwerk von Hermann Kurz. Es führt auch zu ihm eine Brücke von Schillers Räubern. Wohl sind diese das Product eines ungeduldrigen, eingeengten und schmerzlich überspannten Privat-zustandes, aber der Gesichts- und Ideenkreis dieses Thema's lag dem jungen Dichter nahe genug, auch in den öffentlichen Zuständen seines württembergischen Vaterlandes. In demselben Augenblicke, als der jugendliche Schiller in dem friebfertigen Thallefel von Stuttgart seinen Räuberstaat auf's Papier hinwetterte, bivouakirte die rothen Modelle desselben wenige Meilen westwärts unter den Tannen des Schwarzwalds, stand die ganze Pöchtung in leidhaftiger Wirklichkeit am Horizont, war der gefährdete Zigeuner- und Räuberhauptmann Hannickel das neueste Tagesgespräch, aber selbst wieder nur ein Erbe und Fortsetzer des berühmteren Sonnenwirths, welcher der Genationsstoff der nächstvorzigen Generation gewesen. Rängst athmete ganz Schwaben Gauer- und Räuberlust, unser Dichter vom seiner Wiege bis zu seinem Doctorhut. Es wäre ein Wunder, gewesen wenn ein schwäbischer Dichter jener Zeit — auch ohne Carlsschule, Tyrannei und Schillergenie — etwas Aehnliches wie die „Räuber“ nicht gedichtet hätte.

Diesen ganzen schwäbisch-fränkischen Räuberstaat, der sich in dem Triangel Vogesen, Schwarzwald und Spessart aus dem üppigen Bodensatz des dreißigjährigen Krieges althistorisch entwickelt hatte, fand nun H. Kurz in seinen Quellenstudien zu Schillers Heimathjahren in so episch-plastischer Fülle und romantischer Poesiefähigkeit vor, daß ihm schon damals der Kopf gebrannt haben mochte, als er den festen Griff that, dieses überquellende Material seinem Romane bloß episodisch anzupassen. Die Episode wucherte mit einer für die Handlung des Romans nicht nöthigen Fülle in die Architektur desselben hinein, und doch erschöpfte sie noch lange nicht das Füllhorn ihrer Mittel und die Reize ihres Stoffes. Der belletristische Werth dieser Räuber-Episode gleicht einer schön modelirten Säule, welche schön genug an und für sich wäre, aber in der Composition das Gebrechen hat, daß sie nicht sowohl trägt als getragen wird. Sie wird von Schillers Namen getragen und bringt es in seinem Heimathdroman zu keiner wahrhaft integrierenden Zweckeseinheit.

Unser Pro und Contra hat wahrlich der feinfähige Dichter selbst am besten empfunden. Ein Künstler kritisiert sich durch seine Thaten.

Der Sonnenwirth ist die That dieser reiferen Selbstkritik. Dieser Roman realisiert eine Kunstschönheit ohne Kunstfehler. Das Auge, welches in Schillers Heimathsjahren die schwäbische Räuberromantik als ein zauberisches Ornament entdeckt hat, hat den Werth dieses Hundes nicht bezweifelt, sondern sich wohlweislich vorbehalten ein zweites Mal darauf zurückzukommen, dann aber auch das romantische Ornament zu der ganzen Freiheit eines künstlerischen Selbstzweckes zu erlösen. Und schließlich — wozu überhaupt Romantik? möchte der vertiefte Dichter sich gefragt haben. Der Kobolderie, wie das jungfräuliche Sternlein Laura mitten durch die Kometenbahnen eines Hannsdel geht, war er entwichen, — nicht Räuber-Romantik, Räuber-Psychologie reizt ihn jetzt; die Romantik fällt ja solchen Stoffen von selbst zu!

So dichtet denn H. Kurz, fast rund zehn Jahre nach Schillers Heimathsjahren, seinen Sonnenwirth, den bedeutendsten Verbrecher-Roman Deutschlands, ja, wohl den einzig bedeutenden!

Die Erzählung ist einfach, anspruchslos und von jener Schlichtheit, welche Alles aus dem Stoffe heraus und nichts in ihn hineinzutragen scheint. Diesen psychologischen Entwicklungsproceß, meint man, könnte Jeder von uns so erzählt, ja, wäre nicht vom Galgen die Rede, sogar auch erlebt haben. Das Letztere klingt allerdings nur für einen Einzigen schmeichelhaft, für den Dichter selbst, der aus dem nächstbesten gewöhnlichen Menschen einen so ungewöhnlichen Verbrecher herauszählt! Betrachten wir sein Thema.

Einem behäbig kleinbürgerlichen Familienwesen in einem schwäbischen Landstädtchen wächst ein Haussohn auf, — mit nichten bössartig, aber ein bißchen süddeutsch-laz und verwahrloßt. Kurz, in leichtlebiger Landesart. Die Gesellschaft, mit der er's hält, die Gemüthsmitel, die er verbraucht, die kleinen Auerlaubtheiten, womit er sie erwirbt, das Alles wird mit süddeutschen Augen herzlich nachsichtig, ja es fehlt wenig, sogar wohlgefällig angesehen. Gibt es doch noch heute Publikum unter uns, welche nicht müde werden, gegen die „norddeutsche Nüchternheit“ und „puritanische Sittenstrenge“ das süddeutsche Temperament und sein lazes Dahinwuseln zwischen den schwach empfundenen Grenzen von Sittlich und Unsittlich eigentlich naturvoll, farblich, frisch, sinnlich-warm und gemüthlich, kurz liebendwürdig zu finden. Diese „blühende“ Ethik und ihr schönes Programm: Leben und leben lassen, das so schön sich ins — Gurgel-

abschneiden hineinwuselt, liegt auch unserm schwäbischen Mutterjüngchen im süddeutschen Blute. Der verlorene Sohn ist fertig, eh wir uns nur besinnen, wie's zugeht. Es ist eben Landesart.

Wegen einer Hausdieberei schickt ihn Vater Sonnenwirth ins Correctionshaus — auch wieder als echter Süddeutscher, der die sprunghaften Extreme mehr als die „nüchternen Verstandesmethode“ liebt. Wenn ihnen das selbstverschuldete Uebel über den Kopf wäscht, dann rufen sie die Polizei! Hätte er bessere Hauszucht gehalten, so brauchte er wahrscheinlich das Zuchthaus nicht. Früher zu lag, ist er jetzt zu scharf. Die Politik der beliebten Systemwechsel!

Wie allzusehr scharf macht, erkülden wir nun umgehend. Sonnenwirth junior kommt aus dem Polizeihaus zurück, mit einem schön behauenen Quaderstein in der Brust, dem Grundstein zu seiner sonnenwirthlichen Criminalgröße!

Der Pfaff, der Moralist, die theoretische Kanzelsabdererei setzt nämlich den andächtigen christlichen Zuhörern recht fleißig den Irrthum in die verschrobene Köpfe, daß die menschliche Besserung eingebläut und eingepredigt werden könne, als wäre sie das passive Verleschfeld theoretischer Zungenbrecher, da sie doch der starke active Held der Praxis ist, praktisch-gesunder und naturgemäher Menschenverhältnisse. In diesen schlaffen Brästen der Pfarrenweisheit ist auch das alte Schaf in der christlichen Herde, Vater Sonnenwirth, gemäht oder vergiftet worden. Er will seinem Frieber die Wirkschaft abtreiben, wenn ihm der christliche Polizei- und Pfaffenstaat erst gebessert haben wird; aber der Frieber wäre augenblicklich gebessert, wenn er tüchtig zu wirthschaften bekäme, statt mäßig herumzulungern. Wir wenigstens sehen das auf den ersten Blick. Seine Medizin ist nicht theoretisches Besserungs-Spülwäss, sondern Haus und Hof, Weib und Kind wäre es. Dieser Frieber nämlich ist ein tüchtiger Kerl und eine ganz gute Haut, kurz ein blonder deutscher Michel, in welchem wenig von der „dämonischen Räuberromantik“ steckt, womit er ein Jahrhundert lang auf die Phantastie seines Volks Eindruck gemacht. Dieses Volk hat in ihm sich selbst gesehen und mit Entsetzen gesehen; das ist der Schlüssel seiner criminalistischen Unsterblichkeit.

Der alte Sonnenwirth also macht es, wie es dem bairisch-schwäbischen Gewerbestand noch bis in unsere Tage hinein Hausbrauch, — er erschwert seinem Frieber eine selbständige bürgerliche Existenz und verewigt seine Unmündigkeit. Dieser

hinwieder, anstatt zum eigenen Herde mit Geduld und Ausdauer sich durchzukämpfen, was freilich verwünscht, „nüchtern“ und langweilig wäre, macht die Sache viel kurzweiliger und im lächerlichen Styl wärmer und farbiger ab. Er treibt's etwas „bunt“ in dieser Färbigkeit und wärmt sich, da das Vaterhaus ihn kalt läßt, an seinen „Brüderln“. Unverblümt, er ergibt sich der schlechten Gesellschaft, indem er jetzt die Connexionen verwerthet, welche er im Polizeiarrest gemacht, diesem reizenden Gleichheitstempel, wo das Spröde mit dem Zarten sich paart, der weiche und angehende Spitzbube mit dem alten und verhärteten. Denn unsere Staatspolizei verhindert Kinderpest und Klauenheuche durch Isolirung des Viehs, verbreitet aber in ihren Arresten durch Bergesellschaftung der Angestochten alle Sorten moralischer Contagien, Miasmen und Peststoffe!

So wird der Sonnenwirth jetzt Mitglied von Liebs- und Einbruchsbänden. Der Hausdiebstahl hat ihn durch den Polizeiarrest zum öffentlichen erzogen.

Aber noch ist er wählerisch. Er schiebt nicht blindlings wie das gemeine, hab- und heimatlose Vagantengesindel, er, der ehrbare Bürgersohn. Der gute Kern, der in ihm steckt, überspringt, von Stufe zu Stufe fallend, keine einzige Mittelstufe. Er ist zunächst nur Sportzman, Volontär, Gastrolleudieb, und spielt in dem Schmierer noch kein eigenes besseres Repertoire. Nur jene Ausraubungen macht er mit, wo es über den Geizhals, Wucherer, Deutscher, über den verhassten, verrufenen und hartgefolgten Bösewicht, kurz, über die Landplagen im Lande hergeht. Da erscheint er sich selbst noch als der Bessere, als ein Räuber der Gerechtigkeit, als ein Erldrö, und wird, — das ist ein Hauptpunkt! — auch von der Volksmeinung so ziemlich dafür genommen. Sind doch das die angegriffensten Volkskörper und sittlich bedenklichsten Landshäuden, wo es der öffentliche Räuber auf dem nachsichtig verwohnen Grenzen von Recht und Unrecht fast zu einer populären Erscheinung und einem verlockend nachahmungswürdigen Vorbild auch für die Besseren bringt. Solche Zustände, wie sie noch heute das siciliani'sche Briganten-, neugriechische Klepten- und ungarische Betsäcentwesen möglich machen, waren bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die des schwäbischen Kreises — und den Sonnenwirth hat der Geschicktszufall nur zu einer symbolischen Person derselben gemacht.

Was brauchen wir weiter? jetzt, wo sein Name schon stigmatisirt sein mußte, kann ihm eine

Art von Familienglück zu Theil werden! Freilich ist's durch die Schürtheit der Verhältnisse, worin er schon steckt, im Grunde die Parodie eines solchen, eine recht traurige und herzbe-klemmende und erregt uns ein Mitleid, wie es wenige Bücher so menschlich-tief und tragisch-schön je erregt haben. Aber ach, noch wissen die Verheiligten das selbst nicht! Wo kurz, der dunkel herandämmende Räuberroman wird jetzt ein rosigter Liebesroman. Der Sonnenwirth feiert sein goldenes Zeitalter. Ein allerliebste Nachbarin, ein blondköpfiges, weichherziges Schwabenmädclen läßt sich sein Herz gefallen und sieht keinen Thaten durch die Finger. Der arme Frierder hat jetzt, nur ungeeignet vom Pfaffenstaate, ein Weib, bald auch ein Kind, spielt keine Gatten- und Waterloo gar nicht schlecht und übt, — ach parodirt die Familientugenden, die der christliche Staat nur wünschen kann. Vollkommen klar wird es uns: in diesem künftigen Räuberhauptmann steckt ein ehrlicher deutscher Huzshammer, und daß statt der guten keine schlechten Keime aufgehen, dazu brauchte er in Land und Volk auch das Klima der öffentlichen Zustände.

Ist es denn nicht ein reizender Zug, (ob ihn der Dichter wohl selbst geahnt oder unbewußt getroffen hat?) daß er seinen Helden just in diesem Stadium seines Lebens jene beste Frucht pflücken läßt, das Glück der Liebe, welche sonst nur der Preis männlicher Würdigkeit ist und würdig verdient sein will? Repräsentirt dieses Mädchen an diesem Punkte nicht ihr Volk selbst, das laze Volk, welches für einen notorischen Uebelthäter noch eine weitherzige Rücksicht hat, bloß weil er Demen Uebles thut, „welchen man's gönnt?!“ Wie fein beginnt hier die öffentliche Mitschuld des Vaterlandes! Das gute Kind ist als Individuum freilich entschuldbar, fast weiblich-schön; hofft sie doch noch immer Sonnenwirthin und eine ehrbare Bürgerfrau zu werden! Aber welche dem Volke, welches solche Töchter für Männer auf solchen Wegen hat! Es „läßt Hände grad sein,“ es „nimmt's nicht so genau,“ es hat für keine bewunderte Leichtlebigkeit hundert schöne Redenarten und kennt nur die Eine nicht: „Wenn man dem Teufel einen Finger reicht, so nimmt er sich die ganze Hand.“

Inzwischen ist bei den leichtlebigen Süddeutschen wie bei den schwerfälligen Norddeutschen der Criminalcodez so ziemlich der nämliche, und als der Sonnenwirth endlich aufgehoben wird, hat er für viele und schwere Einbruchsdiebstähle eine harte und langjährige Kerkerstrafe zu ver-

büßen. Nach geraumer Zeit entspringt er seinem Kerker, aber nun hat er auch sein Rigorolum bestanden; er ist graduiert. Der schauerliche „Sonnenwirth“ ist fertig.

Denn wie er jetzt vogelfrei in die Wildniß hinauszieht, im Staat auf ewig unmöglich, so hebt sich auf einmal ein Vorhang und hinter seinem vaterländischen Staate Württemberg, hinter dem officiellen Pfaffen-, Mätressen- und Jud Süß-Finanzstaate, liegt fix und fertig noch ein ganz anderer Staat. Der nimmt ihn jetzt auf in seine Arme, gibt ihm ein Heimathrecht, Bürgerrecht, — gibt ihm eine Krone!

Es sind hundert Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege. Hundert Jahre ist viel für die rasche Reproductionskraft der Städte, aber wenig für die der bäuerlichen Zustände und des lachenden Landes. Siebenundfünfzig tausend Bauernhöfe hat, nach Spittler, „der große Krieg“ nur allein in dem kleinen Württemberg wüßte gelegt und nicht Alles ist wieder hergestellt. Der Rest dieser Wüsthümer wird eine Brutstätte und gibt Schlafwinkeln — für eine undefinirbare Gesellschaft!

Tenken wir uns das entsprechende Menschenunkraut ins Unkraut der Gärten und Felder, in Schutt und Trümmer der verhöhetten Höfstellen! Der ruinirte Bauer, der abgedankte und verwilderte Landtsknecht, der jüdische Hausfrier, welcher Kriegsbeute gehandelt und es bald so genau nicht besahen durfte, ob es Kriegs- oder — Friedensbeute war, über die Grenze geflüchtetes Volk aus aller Herren Länder — und wie viele Länder und Grenzen gab es! — das Alles ist in wilden Ehen, vagabundirend, gefehlos, verbrecherisch, ein Staat der Heimathlosen geworden, ein Staat im Staate mit seiner eigenen Verfassung, Justiz, Beamtenhierarchie, ja sogar mit seiner eigenen Sprache, der dem jüdischen Jargon entlehnten Gaunersprache.

Dieser Staat hat der Sonnenwirth im Kerker kennen gelernt. Im Correctionshaus die Diebe, im Kerker die Raubmörder. Dieser Staat öffnet ihm jetzt seine blutigen Arme, — die letzten, die ihm das Vaterland öffnet! Mit Staunen, ja mit Freude sieht er, wie groß er ist und welchen Rückhalt der Einzelne an ihm hat. Der active Theil ist ja noch der kleinste davon. Aber dem Kaufstaate affiliirt ist ein ungeheures Reg magazer Bauernschaften, verarmter und verhungertes Dorfmarken, von Frohnden, Wildschäden, Jud Süß-Finanzkünsten, Fälscherndruck und Gewerbszwang aller Art zu Grunde gerichteter Stadt- und Landgemeinden,

welche vom officiellen Staate sterben und nur noch von den Gaunern leben. In solche Briten und Tiefen dieses öffentlichen Glends können wir Waise thun, daß wir oft versucht sind, den Herzog von Württemberg selbst nur für ein gemaltes Männchen, aber erst das jeweilige Oberhaupt dieses Gaunerlandes für den thatsächlichen Machthaber zu halten.

Wie sich nun der Sonnenwirth bald genug zu einem solchen Oberhaupt emporschwingt, so ist es seine allemanische Kriegstüchtigkeit, Unererschrockenheit, Tapferkeit, Thatkraft, kurz es ist unter dem halbirten und zweideutigen Zigeunergesindel der mannhafte deutsche Michel, der handfeste Kerl, der Alles ganz thut was er thut. Man fühlt, es kommt frisches Blut unter diese Lungen und Lauerer. Und so fühlt man denn auch deutlich genug: es steckt — was bei italienischen und ungarischen Räubergrößen noch heute der Fall ist — im Busen des Sonnenwirths ein geheimes Stück Nationalstolz! Dem heimathlosen Galgengeflüchter, das unser Land unsicher macht, haben wir einen César und Helben aus unserem Stamme gegeben, schien sich der Schwabe zu sagen. Er war nicht unter schlechtestes Landeskind — caeteris imparibus!

„und so ist es.“ Was den Sonnenwirth zu einer Pyramiden Spitze macht, das sind fast seine persönlichen Tugenden; aber ohne die ungeheure Breite der Pyramidenbasis ist eine Erscheinung wie er gar nicht denkbar.

Es war daher auch so gut wie nichts geschehen, als am 30. Juli 1760 im 30. Jahre seines Alters Friedrich Schwahn, genannt das Sonnenwirthle, welcher schon in früherer Jugend ungewöhnliche Gaben des Geistes und des Herzens gezeigt und welcher zum Tode ging „so ruhig wie ein Bürger, der seinen Geschäften nachgeht“, zu Waihingen in Württemberg auf's Rad gelegt wurde. Der officielle Staat hatte damit den Gaunerstaat selbst so wenig getroffen, daß dieser nach weniger als einem Menschenalter im Zigeunerhauptmann Hannidel wieder vollkommen intakt dastand. Ein Volk wird eben nicht durch Rad und Galgen gebessert. Ueberhaupt wird ein Volk nicht einseitig gebessert, so lange seine Fürsten sich nicht bessern. In jenem Jahrhundert, von welchem die Rede war, wo Deutschland jeden Pfennig seiner Sparbüchse verwenden mußte um die Nachwehen des 30jährigen Krieges zu heilen, sah man an deutschen Höfen und Höfchen just die geistl. Fürstenpracht sich entsalten und in Jagden, Mätressen, Luxusbauten und italienischen Opern die Verschwendung Ludwigs des „Großen“ nachahmen, ohne zu be-

denken, daß Frankreich durch den 30jährigen Krieg eben so gestiegen wie Deutschland gesunken, jenes den Gewinn, dieses den Verlust davon getragen. So mußte denn auch über die fürstlichen Sonnenwirthle der Tag von Baihingen kommen, — die französische Revolution!

Aber nicht in zehn Heften dieses kritischen Prospects war es mir möglich so tendenzlos zu sprechen, wie es H. Kurz in seinem ganzen Buche thut. Wie entfernt ist dieses Buch von der giftigen Persiflage des französischen Verbrecher-Romans, welcher scheinbar das exaltirte Muster des Social-Studiums, doch nur die austubirteste Brandsackel ist, die er dem Armen gegen den Reichen, dem Volke gegen den Staat in die Hand spielt, jenes Verbrecher-Romans, welcher eine Werbetrommel für das Verbrechen ist und seine sentimental vergifteten Tendenzen auf die Pointe zulieft — nicht: fange mit der Besserung dieser „bloßgelegten Schäden“ bei dir selber an, sondern: füge die Gesellschaft um, deren Schäden ich dir bloßlege, um dir deine eigene Nichtnutzbarkeit auf ein fremdes Conto zu schreiben! Hier ist der Punkt, wo wir die hehre Reinheit, die sittliche Unparteilichkeit, die künstlerische Gewissenhaftigkeit, kurz die *Deutscheit* unsers Buches nicht genug loben können. Man kann Licht und Schatten nicht mehr gerechter vertheilt sehen. Als hätte die Gerechtigkeit selbst mit verbundenen Augen Schwert und Wage gehalten! In diesem Sinne ist der „Sonnenwirth“ eines der besten, eines der allergeeigneten Volksbücher.

Und wach einen großen, wirklichen Fortschritt in der Kenntniß und Naturforschung des Volkes bezeichnet unser Roman gegen siebzig Jahre früher! Der „Sonnenwirth“ von H. Kurz erschien 1854, aber 1784 erschien in der „Ithalia“ von einem großen Dichter eine kleine Novelle, genannt: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“. Der Dichter war unser junger, damals 25jähriger — Friedrich Schiller! Mit welchem Absehen spricht der Dichter des Carl Moor von seinem Bandenmann Friedrich Schwahn! Es ist der ganze Absehen der vornehmen Bildung gegen das „gemeine Volk“ und antürkische Zuchtungsgefeindel. Keine Ahnung, noch nicht die leiseste Ahnung suchte dem Dichter der „Räuber“ auf, das Gebicht auch in der Wirklichkeit zu sehen!

Aber weit entfernt, diese Bemerkung im Sinne des Tadelns zu machen, so verdanken wir den Fortschritt, daß H. Kurz den „Sonnenwirth“ um ein Ungeheures besser verstanden hat, als Friedrich Schiller — ja! diesem selbst. Ja!

weil unser Nationaldichter die große Aufgabe gelohnt, der deutschen Nation das Ideal zu erobern, hat er Kräfte entbunden und uns Lust gemacht, die Realität zu erwerben. Es liegt nun einmal in der Construction des deutschen Auges — nicht durch das wahr und schön beobachtete Reale zum Idealen aufzuweisen, sondern durch das Spectrum des Ideals erst die Wahrheit und Schönheit der realen Wirklichkeit zu erschauen. —

In den dreißig Lieferungen der „Gesammelten Werke von Hermann Kurz“ fällen die Heimathsjahre und der Sonnenwirth erst sechzehn, stellen also die Hälfte des Ganzen dar. Von mancher schönen Novelle, von manchem klaren und vollherzigem Gedichte wäre noch zu sprechen, wenn wir auf eine Vollständigkeit Anspruch machten, die zur Empfehlung der Sammlung gewiß überflüssig ist. Bemerken wir also nur noch, daß Paul Heyse sein Verdienst als Herausgeber durch eine künstlerisch schön geschriebene Biographie des Dichters vermehrt hat und daß die Verlagsabteilung A. Kröner die Mäßigkeit des Preises nicht durch jenen Ecnismus in Druck und Papier erreichen wollte, welcher so viele „wohlfeile Volksausgaben“ ungenießbar macht. Die Ausstattung ist typographisch gefällig und würdig, und macht die Sammlung zu einer Zierde auch des elegantesten Bücherchranks.

Ferdinand Hünberger.

Miscellen.

In der deutschen Presse wird seit einiger Zeit für ein Lustspiel: „Recept gegen Hausfreunde“ unermüdlich die Lärmtrommel geschlagen. Wir hatten Gelegenheit, das Stück auf dem Dresdener Residenztheater zu sehen. Es ist ein unglücklich gehaltenes Nachwerk, das zum Ueberflus noch stellenweis in's Jotige hineinlappet. Jama will wissen, daß der Verfasser „ein gekröntes Haupt“ ist. Man wird diese Malice erst verstehen, wenn man sich den Titel: „Recept gegen Hausfreunde“ gegenwärtig.

Ein Lustspiel von Hieronymus Form: „Die Alten und die Jungen“ ist in der Kellam'schen Universitätsbibliothek erschienen. Es war vor Jahren — ebenso wie der in dieser Nummer zum Abdruck gebrachte „Herzensklüffel“ —

ein beliebtes Repertoirestück des Hofburgtheaters und vieler anderer Bühnen. Im Grundgedanken sinnvoll und eigen, im Dialog liebenswürdig und reich an Würze gehört es zu unsern besten einaktigen Conversationsstücken.

Blätter des Schmerzes.

Von Adolph Lundeſhn.

Roberte Vibel.

Du fragst, warum sich forschend richte
Auf dich mein unvertwanbler Blick?
Die ganze biblische Geschichte
Rufft du mir, holdes Kind, zurück!
Dein Kopf, in Genesis-Parüre,
Stellt mir ein Bild des Chaos her;
Und drinnen ist's auch, wie ich spüre,
Ganz wie am Anfang: — Wüß' und leer!
Ein Kleid, so modisch aufgeraffet,
Läßt Schultern, Busen unverhüllt
Und hat mir Glücklichem verschaffet
Der Offenbarung nacktes Bild!
So siehst du, unvergleichlich Wesen,
Ein Schatz mir, unbezahlbar, da:
In dir kann ich die Bibel lesen
Vom Alpha bis zum Omega!

Vote Voden.

„Laß der Voden küh'ge Hütle
Wogend mein Gesicht umfluten!
Laß in diesem Meer von Wonne
Kühlen meine Liebesgluten!
„Laß mich tauchen in die Tiefe,
Perlen draus emporzubringen,

Lieder-Perlen reinsten Schmelzes,
Die von meiner Liebe singen!“
„Theurer Freund! Wie deine Worte
So unsagbar mich entzücken!
Wie so zart und sinnig weis't du
Fein Empfinden auszudrücken!
Doch ich muß zur Küche eilen
Und dort auf die Bratgans passen, —
Will zum Hosen dir inzwischen
Gern die Voden überlassen!“

Die Uebersetzungen aus dem Chinesischen, die wir im vorliegenden Heft veröffentlicht haben, hat uns Victor von Strauß aus seiner Gesamtlübersetzung des Schi-king mitgetheilt, die später in Buchform erscheinen wird. Hr. Rüdert hat bekanntlich diese erstaunlich vollendeten Blüthen der Lyrik nicht aus dem Urtext, sondern aus der lateinischen Umschreibung des Ragharme übersezt, — und bei dieser Empfängniß aus dritter Hand sind begreiflicher Weise die Verdeutschungen unseres großen Rüdert dem Original kaum mehr ähnlich geblieben. Victor von Strauß dagegen übersezt aus der Ursprache selbst — und ein Blick in seine künstlerische Werkstätte hat uns gezeigt, mit wie bewundernswerther Akribie und Aufopferung er seine schwierige Aufgabe löst. Seine Gesamtlübersetzung des Schi-king wird uns zum ersten Mal in wirklich originalgetreuer Form dichterische Schöpfungen vermitteln, die uns über ein fremdes und fernes Culturleben Offenbarungen von unendlichem Reiz erschließen.

Aus unserer Briefmappe.

Heine's Pension.

Gehreter Herr Redacteur! Herrmann Lingg beklagt sich in einer Kritik der Kritik (Heft II der „Neuen Monatshefte“), daß man eine ungünstige Beurtheilung seiner Gedichte, die vor länger als einem Decennium erschienen, jetzt wieder abdruckt. Was sollte Heinrich Heine sagen, läse er in derselben Nummer Ihres Blattes die „Aphorismen“ von Ed. Griesebach und siehe auf folgende Stelle: „Daß Heine, der für die Augsburger Allgemeine Zeitung politische Berichte schrieb, gleichzeitig ein Jahrgesalt von Louis Philipp bezog, ist eine von dem Pensionär selbst eingestandene Thatfache, welche ebenfalls beweist, daß er keinen Funken deutsches Ehrgefühl besaß und mit den Polen, die er in einem seiner glänzendsten Gedichte so meisterhaft verpötte, moralisch auf einer Linie stand.“ — Hier wird nicht, wie dort, nur das ungünstige Urtheil über eine poetische Leistung wiederholt, sondern eine Entstellung der Wahrheit, durch welche der Charakter eines untrer hervorragendsten Poeten beschmutzt und seine Ehre verletzt wird. Lud nicht ein Decennium ist vergangen, seit es jenem italienischen Jesuitenzögling zuerst gelang, diese Verdächtigung durch einen Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung in die Welt zu schleudern und Heine mit Hälfte seines Tintensasses so dauerhaft schwarz zu färben, daß nichts im Stande scheint, ihn wieder weiß zu waschen, — nein, beinahe drei Jahrzehnte sind seitdem verfloßen, unzählige Male sind jene perfiden Angaben durch Heine selbst, wie durch Andre in's richtige Licht gerückt worden, und dennoch wird die alte, unvergängliche Ente dem Publicum immer wieder in neuer pikanter Sauce aufgetischt und von ihm verschlungen, um so lieber verschlungen vielleicht, je anrüchlicher der Vogel selbst ist und je weniger man ihn nachgerade von einem Galkenvogel zu unterscheiden vermag. Sehen wir uns keine Federn ein wenig genauer an.

Als Heine am 23. Mai 1848 auf jenen Ausfall in der Augsburger Allgemeinen Zeitung antwortete, bekannte er sich allerdings des Verbrechens schuldig, eine Pension aus dem sogenannten französischen Flüchtlingsfond zu empfangen und nahm sich die Mühe, denen, die belehrt sein wollten, zu erklären, daß diese Pension keineswegs als ein Entgelt für frühere, gegenwärtige oder spätere Leistungen zu betrachten sei. Der Fond, aus dem sie floß, war ein Beweis „der Nationalgroßmuth, der politischen Bruderliebe, welche sich hier eben so rührend und schön kundgab, wie es die evangelische Barmherzigkeit jemals gethan haben mag“. Es war eine Gabe der Gastfreundschaft, welche Frankreich den politischen Flüchtlingen aller Nationen auf seiner Schwelle entgegenbrachte. Vornehme, ja fürstliche Frauen, welche die politischen Stürme nach Frankreich verschlugen, Flüchtlinge aus allen Ländern, gekrönte Häupter, Grafen, Generale, Exminister und sogar Priester haben im Exil am Ufer der französischen Nation gesessen und Niemand ist es eingefallen, diesen illustren Häuptern deshalb „jeden Funken von Ehrgefühl“ abzudreschen. Welchen besondern Grund hatte denn der deutsche Poet, sich zu schämen, wenn er mit Godeoi dem Friedensfürsten, mit Gustavsohn dem Exkönig von Schweden, oder mit Augustin Thierry, einem der größten unter den modernen Geschichtsschreibern, aus einer Schüssel aß? Welcher Umstand hätte es damals gerade ihm zur besondern Ehrensache gemacht, die Gabe aus der Hand der französischen Nation zurück zu weisen?

„Der Umstand, daß er gleichzeitig Correspondenzen für die Augsburger Zeitung schrieb,“ entgegnet Ed. Griesebach voll stilllicher Entrüstung. Nachdem wir aber wissen, daß die Pension aus dem Flüchtlingsfond — dessen Segen auf die Häupter aller Parteien und ihrer Schattirungen gleichmäßig herabträufelte — keiner Meinung einen Zwang auferlegte, daß sie eben so wenig zu einem Thun, wie zu einem Lassen verpflichtete, so müssen wir auch zugeben, daß es Heine frei stand, politische Zeitungscorrespondenzen zu schreiben, wie die allergrößte Anzahl sämmtlicher

Flüchtlinge, nicht nur der Deutschen, that. Nur aus Inhalt und Beschaffenheit dieser Artikel dürfte sich demnach der Mangel an „deutschem Ehrgefühl“ ableiten lassen. Dieser Inhalt erscheint nun Ed. Grisebach entweder als der französischen Regierung zu feindlich, um sich mit den Rücksichten des Anstandes zu vertragen, welche Heine als Gast Frankreichs zu beobachten hatte, oder erkeht ihm als so gemüthig, so anerkennend, daß sich daraus auf eine Beeinflussung durch eben jene Flüchtlingspension schließen ließe. Nur eins von Beiden ist möglich, und da uns Ed. Grisebach über seinen Standpunkt keinen Aufschluß giebt, so müssen wir ihn nach beiden Seiten hin zu widerlegen suchen.

Im erstern Falle weisen wir auf die Correspondenzen selbst hin, die neben dem freimüthigsten Tadel die wärmste Würdigung der Verdienste Louis Philipp's und Guizot's enthalten und namentlich für Letztern dieselbe hohe Verehrung bekunden, in welcher damals fast die gesammte deutsche Presse, die „zahme“ wie die „wilde“, übereinstimmte. Dergestalt und Anstandsgefühl hinderten Heine, als 1848 jener Angriff erfolgte, sich selbst ganz zu rechtfertigen, da es nur hätte gesehen können, indem er dem Bürgerkönig, der loeben in's Exil gewandert war, Steine nachwarf. Heine empfand es als eine Ehrensache, als lange nach dem Sturze Guizot's, im Jahre 1854, seine Berichte aus Paris gesammelt erschießen, gerade diejenigen Stellen unverändert abdrucken zu lassen, in welchen er den Charakter und die gubernationalen Ideen des großen Staatsmannes am Wärmsten anerkannte, obgleich dadurch Wiederholungen entstehen mußten. Wir weisen darauf hin, daß Heine, als er in seinem Glauben an das Juli-Königthum wie an Guizot schwankend wurde, also gegen Ende des Jahres 1843, die Feder als politischer Correspondent niederlegte und ferner nur über Wissenschaft und schöne Künste berichtete.

Aber gerade dieses Versummen — und hier wenden wir uns zu der andern Seite der Reibaille, Herr Grisebach — ist Heine als Feigheit, als „Verlauf der Rebefreiheit“, als Reklutat der Bestechung angerechnet worden — und es war allerdings kein ganz freiwilliges. Es handelte sich nicht nur um seinen ferneren Aufenthalt in Frankreich, der sammt den Correspondenzen zu Ende gewesen wäre, hätte er seine freimüthige Meinung drucken lassen — nein, die Möglichkeit dies zu thun, war faktisch nicht vorhanden. „Aus dem einfachen Grunde“, berichtet Heine selbst, „weil der kluge König schon vor dem 29. November 1840 gegen einen solchen verbrecherischen Correspondenten-Einfall, gegen ein solches Attentat seine Maßregeln genommen, indem er höchstselbst geruhte, den damaligen Censur der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg nicht bloß zum Ritter, sondern sogar zum Offizier der französischen Ehrenlegion zu machen. So groß auch meine Vorliebe für den König war, so fand doch der Augsburger Censur, daß ich ihn nicht genug liebte, und er strich jedes mißliebige Wort, und sehr viele meiner Artikel über die königliche Politik blieben ganz ungedruckt.“ — Wenn daher in der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu lesen stand, was noch immer mit so viel Vorliebe colportirt wird, daß Heine vielleicht nicht für das bezahlt worden, was er schrieb, sondern für das was er nicht schrieb, so hatte er ein Recht auszurufen: „Die Redaction hatte seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch das, was sie von mir druckte, als vielmehr durch das, was sie nicht druckte, hinlänglich Gelegenheit, zu merken, daß ich nicht der bewilte Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt.“

Es hätte Heine in Paris wirklich nicht an Gelegenheit gefehlt, ganz andre Dinge zu erweichen, als die in Rede stehende kleine Flüchtlingspension. Man wünschte dringend, ihn für den französischen Staatsdienst zu gewinnen, stellte ihm von hoher und höchster Seite Würden und Sinocuren in Aussicht; mit einem Schlag hätte er sich aller ihn bis ans Ende quälenden Sorgen entheben und in brillante Lebensverhältnisse versetzt gesehen, wie sie seinem Wesen zugehört — aber ohne vorhergegangene Naturalisation war das Alles unerreichbar — und Heine, der Mann ohne „einen Funken deutsches Ehrgefühl“, der „Renegat Deutschlands“, konnte sich nicht entschließen, diesen Schritt zu thun. Wie viele von Denen, welche sich in der billigen Advenant heut' heute sehr ungefährlichen Patriotismus so viel bessere Männer dünken, als der kosmopolitische Dichter, dessen damals bereits erschienene Schriften, wie alle seine zukünftigen Geisteskinder im ganzen heiligen, deutschen Reichs verboten waren, — wie viele dieser gerechten Männer, fragen wir, hätten wohl unter gleichen Verhältnissen diesen verlockenden Versuchungen widerstanden? — „Was mich hinderte,“ sagt Heine, „war eine ideale Grille, von der ich mich nicht losmachen konnte. . . Die Ehe, welche ich mit unsrer lieben Frau Germania, der blonden Wärenhüterin geführt, war nie eine glückliche gewesen. . . auch lebten wir zuletzt getrennt von

Tisch und Bett . . . aber ich habe es nie über's Herz bringen können mich ganz loszusagen von meinem Hauskreuz . . . es wäre für mich ein entsetzlicher wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisirter Franzose . . ."

Wir glauben nicht, Herrn Griesebach mit Alledem etwas Neues zu sagen; wir schmeicheln uns auch nicht, ihm durch unsere Beleuchtung der Sache sein Publicum abtwehlig zu machen — wir meinten nur dem Angehenden des todtten Dichters einen Protest schuldig zu sein — aber „die Deutschen haben ja so viele große und berühmte Männer“, sagte kürzlich ein geistreicher Russe bei ähnlicher Gelegenheit, „sie können schon einige in den Schmutz werfen.“

Dresden.

A. Schridt.

An Adolph Strodtmann.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Aufsatz in Nr. 3 dieses Blattes hat mich entzückt und dies ist auch der einzige Grund, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie auf einen Irrthum in demselben aufmerksam zu machen. Sie sagen . . . „nicht einmal Seume . . . fand in seinem Schicksal einen berechtigten Grund, die Zustände, welche ihn und Tausende seiner Brüder in eine so traurige Lage verlegt hatten, als eine Ausgeburt frevler Despotenwillkür zu verdammen.“ In der Vorrede zu seinen Gedichten sagt Seume: . . . „Ich habe nun einmal die Krankheit, daß mich Alles, was Bedrückung, Ungerechtigkeit und Inhumanität ist, empört und werde wohl schwerlich ganz davon genesen.“ Und nun einige Proben aus denselben:

Mit umglühter, heißer Stime trohnen
Unter des Despoten Ästenstab
Ganze, große, schone Nationen
Von der Kammertwinge bis zum Grab.

Wenn Banbanen nur mit Dolchen mordten,
Bleibt man ihren Schädel auf dem Holz;
Aber wenn der Helden Troß in Forder
Länder würgel, sind die Helden Noth.

Ja, dort führt man von dem heißen Strande
Schwarze Völker fort in Sklaverei,
Und ein Weißer, selbst aus unserm Lande,
Behet absehenlich, daß es billig sei.

Keinen Fußes drücken Sklaveneisen
Tiefe, blutig wunde Zeichen ein,
Weil ich's wagte, Wunde zu zerreißen,
Wagte, Mensch und freier Mann zu sein.

Vom ältesten Nimrod an bis auf die neuste Krone
Bestimmt der Folsch, was Recht soll sein.

Der Eine zieht am Joch, damit der Andre schmelze;
Und wagt's der Sklav' und blüht' empor
Im Troß und Licht, zerbricht des Herrschers Eisenfuge
Ihn, wie der Vogel Noth.


Kein Despot zwingt sie in seine Schladten,
Wo der Menschenfuss zu Grabe geht.

Ich könnte noch viele ähnliche Stellen aus Seume's Gedichten citiren, will aber mit der folgenden schließen:

Aber meine Zeit will ihre Ketten,
Will die Schande, worin sie sich wühlt;
Sklavenketten kann kein Gott erretten,
Wo die Selbstsucht dumm zufrieden steht.

Mit ganz vorzüglicher Hochachtung

Dr. med. Kuri Hook.

 Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte“ hab
en Herrn Oscar Blumenhal, Berlin S. W., 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Pflüger'schen Hofbuchdruckerei in Altona.

Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt der Verfolgung.

! Novität !
Kaulbach's Nachlass.
 II. Serie, 30 Blatt Photographien,
 darunter Compositionen zu Shakespeare,
 Homer, Helne etc.,
 ist soeben in verschiedenen Formaten à
 5 Mark & 1 Mark pro Blatt erschienen
 und in allen Kunst- und Buchhandlungen
 vorräthig.
Fr. Bruckmann's Verlag. München und Berlin.

Im Verlage von Ernst Julius Guther in
 Leipzig erschien soeben:

**Allerhand
 Ungezogenheiten.**

Von
Oscar Blumenthal.

15 Bogen in elegantem Banddruckumschlag.
 Preis 3 Mark.

Unter der Devise:
 „Hut, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlassen!“
 —
 Erhebt sich über ihren Spott und Wuth:
 Die Spötter Wih lass' sich's höchst bezeichnend machen,
 Was selber nicht verächtlich ist! —
 hat der Verfasser in dem obigen übermüthigen
 Büchlein, das er „seinen lieben Gegnern feind-
 schaftlichst“ zueignet, seine besten polemischen
 und satirischen Aufsätze, Aphorismen und
 Epigramme gesammelt. In der Abtheilung:
 „Punkte Denkettel“ gibt er einem literarischen
 Kennerfranz, der allseitiges Aufsehen erregen
 dürfte.

So eben erschien:

Amerikanisches Skizzenbüchlein.
 Eine Epistel in Versen, mitgetheilt von
Georg Asmus.

Deutsche, vom Verleger selbst besorgte Original-
 ausgabe. 8°. 6 Bogen, eleg. geb. (12 Bgr.)
 1 Bl. 20 Pf.

Sohn und Leipzig 1875.

Verlag von **Edward Schirich Mayer.**

In Amerika mit dem außerordentlichsten Beifall
 begrüßt (in wenigen Tagen wurden allein in New-York
 tausende von Exemplaren verkauft) wird dieses köstliche
 Büchlein auch bei uns die allgemeinste Anerkennung
 finden. Die Verlagehandlung theilt, statt aller weiteren
 Empfehlung, nachfolgend die erste Beschreibung mit,
 welche ihr den letzten eines inländischen Blattes jagung.
 Die **Dummetary** heraus am 29. Dec. 1874 sagt: Zeit
 länger hat es uns kein Stück **Ballfopocier** vorgekommen,
 meran wir uns so weidlich ergötzen hätten, als in
 dieser, im oberertheilichen Theile geschriebenen Epistel
 eines nach Nordamerika ausgewanderten jungen Larn-
 fählers an seinen daheim geliebten Oim und
 Wermund. Alle Licht- und Schattenseiten des nord-
 amerikanische Lebens und Treibens, vor allen in der
 Hauptstadt New-York, werden in freimüthiger und
 zugleich wichtiger und jehensfalls lebenswichtigster
 Weise beschrieben und beschrieben. Schon haben die
 deutschen Blätter der Union nicht wenig gekonnt, gern
 aber ungenügend, dem schwarzen Beobachtungsbild und der
 prächtigen humoristischen Darstellungsgabe des Ver-
 fassers volle Anerkennung zu geben. Es ist nicht
 übertrieben, wenn es in einem derselben heißt: Hier
 zeilen des Köchleins, auf's Gerathewohl herausgerissen,
 könnten einem Buchhandlungs-Gesamtheiten von der
 eroblichen Gotte Stoff für einen späternlangen
 Artikel liefern.

Vorräthig in allen Buchhandlungen:
 Neuz Gedichte in schwäbischer Mundart.

Gau! Stau!
Bleiba lau!

von
Hyaziath Wäckerle.
 Preis brosch. 2 Mark. Eleg. geb. 3 Mark.

Der Altmeister der mundartlichen Dich-
 tung, Franz von Kobell, hat die Wld-
 mung dieser schwäbischen Gedichte,
 welche nicht nur gemüthreich, sondern
 auch voll geistigen Humors und ächt
 deutscher Gesinnung sind, in schmuck-
 hafter Weise angenommen.

Verlag von Lampart & Comp. in Augsburg.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.
 So eben erschienen und ist in allen Buch-
 handlungen zu haben:

Theater von Paul Lindau.

II. Theil.

Inhalt: **Diana**, Schauspiel in fünf Acten.
Ein Erfolg, Lustspiel in vier Acten.
 Letzteres mit einer Vorrede in Form einer
 Widmung an den K. K. Hofschauspieler
Adolf Sonnenthal in Wien.
 Ein Band 8° elegt. geb. Preis 4 Mark 50 Pfg.

Zum ersten Mal liegen hier diese beiden
 Stücke, welche über alle bedeutenden Bühnen
 Deutschlands gingen und bisher nur als
 Manuscript für diese gedruckt waren, in Buch-
 ausgabe vor. Das Aufsehen, welches sie bei
 ihrem Erscheinen erregten, ist zu bekannt,
 als dass es hier noch eines weiteren Hin-
 weises bedürfte.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel
 in 5 Aufzügen
 von
Albert Lindner.

Ein Band 8° elegt. geheftet. Preis 2 Mark.
 Diese neueste Arbeit des Verfassers von
 „**Brutus und Collatinus**“ (preisgekrönt),
 „**Bluthochzeit**“ u. s. w., dem Herzog
 von Meiningen gewidmet, ist in Berlin
 und Wien zur Aufführung angenommen und
 wird demnächst mit Besetzung der Hauptrolle
 durch die berühmtesten unserer gastirenden
 Heldenliebhaber, aber die übrigen deutschen
 Bühnen gehen.

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil. Zweite Auflage.
 Inhalt: **Marion. In diplomatischer Sendung.**
Maria und Magdalena.
 1 Band. 8°. Elegant geheftet. Preis 4 M. 50 Pf.

